Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 23 (1943)
Heft: 2

Buchbesprechung

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dungern hat es nun unternommen, viele der Trotterschen Erkenntnisse in dessen Nachruf zusammenzustellen und sie so den Historikern allgemein zugänglich zu machen. Meist sind es Standesfragen und solche behandelt von Dungern auch in der Festschrift Dopsch (Baden bei Wien 1938), wo er über: Königsgericht und Reichsfürstenrat zur Zeit Kaiser Lothars III., schreibt. Die Methode, mit der er dieser schwierigen Frage zu Leibe rückt, ist die genealogische.

Möchten doch gerade diese Arbeiten dazu verhelfen, der Sippenkunde auch in der Schweiz ein Plätzchen an der Sonne zu erobern.

Einzelbesprechungen. — Comptes rendus.

JOSEPH NIEDERMANN, *Kultur. Werden und Wandlungen des Begriffs und seiner Ersatzbegriffe von Cicero bis Herder.* In: Biblioteca dell'«Archivum Romanicum», Ser. I, Vol. 28. 249 S. Florenz, «Bibliopolis», 1941. Lire 80.—.

Diese mutige Doktorarbeit aus der Freiburgerschule Gustav Schnürers umspannt in weitem Bogen fast 2000 Jahre europäischer Geistesgeschichte und bringt die längst vermißte Lösung eines grundlegenden Problems in den wesentlichen Zügen zu einem glücklichen Abschluß. Was wir heute fast selbstverständlich als Kultur bezeichnen, das Mitschaffen an der materiellen und geistigen Natur für sich und für die Gemeinschaft, das hat als Begriff eine jahrhundertelange Wandlung durchgemacht, die hier in mühevoller Kleinarbeit unter Verwertung einer immensen Literatur aufgezeigt wird.

Die Antike hatte, vor allem in der Prägung Ciceros, Senecas und des Horaz, mit ihren Ausdrücken: Cultura, Civilitas, Humanitas, Urbanitas, ja Romanitas sowohl Sach- wie Persönlichkeitskultur bezeichnet. Das Mittelalter kennt wesentlich neue Gesichtspunkte. Das Fortwirken der Antike und der gleichzeitige Einfluß des Christentums geben dem Kulturbegriff eine christlich-religiöse Formung, in Verbindung mit dem Treueverhältnis des herrschenden Feudalwesens und dem Nebeneinander der städtischen Bürgerschaft. Diese ganze Entwicklung faßt dann der große Dante zusammen im Sinne der Civilitas, einer Art christlicher Kulturgemeinschaft. Die Renaissance bringt naturgemäß die Humanitas wieder mehr zur Geltung, wenn auch nach Gelehrten- und nationalen Kreisen stark verschieden bestimmt, vornehmlich aber als gesellschaftliches Benehmen, als Bildungs- und selbst Lebensideal.

Den neuen Begriff der Cultura im modernen Sinn hat indes erst das 17. Jahrhundert mit seinem Zug zum Einzelpersönlich-Moralischen entscheidend geformt. Führend waren die Engländer Bacon, Hobbes und Cumberland. Auf ihnen, vor allem Bacon, baut seit den 1670er Jahren der Staatsrechtslehrer Pufendorf auf und faßt die Cultura animi, cultus vitae, socia-

litas im vollen Sinne als Persönlichkeitskultur, auch religiös und ethisch. Das 18. Jahrhundert schließlich mit Leibniz und Vico, Voltaire und Rousseau und über diese zurück mit Kant und Hamann übernimmt den Begriff der Persönlichkeitsformung, versteht aber Kultur auch als selbständigen, objektiven Wert, ohne indes mit dem Begriff auch den Ausdruck Kultur zu verbinden, wie Turgot und Goguet. Dafür verwendet man verschiedene Ersatzausdrücke, wie Humanität, Bildung, Zivilisation, Aufklärung etc. Die Verbindung von Kultur als Geistesbildung und objektiver Kultur zum heute geläufigen Begriff und damit der letzte Durchbruch erfolgt durch den Berliner Akademiker Toussaint und durch Herder in den 1760er Jahren und findet dann rasch den Weg zu den Philosophen, Historikern und Lexikologen noch Ende des 18. Jahrhunderts und damit in die neuere Literatur.

Engelberg. P. Gall Heer.

RICHARD KONETZKE, *Geschichte des spanischen und portugiesischen Volkes.* Die Große Weltgeschichte, Bd. 8. Verlag des Bibliographischen Institutes Leipzig (1939). Groß 8⁰, 429 S.

Der Verfasser widmet mit Recht der Vorgeschichte der Pyrenäenhalbinsel einen eingehenden Abschnitt. Die iberische Höhlenkunst ist mit ihrem Reichtum an Funden als eine Hauptquelle für unsere Kenntnis der Steinzeit im allgemeinen von großer Bedeutung. Für den jüngern Abschnitt dieser Epoche sind diese Funde für die Geschichte der Halbinsel deshalb von Interesse, weil hier schon eine Erscheinung deutlich zu Tage tritt, die für die Zeit der Römerherrschaft und für das Mittelalter ebenfalls charakteristisch ist: Die Bekämpfung und Durchkreuzung von zwei Kulturkreisen, einem europäischen, von Frankreich herkommenden und einem, der der nordafrikanischen Zone angehört. Schon in der spätern Steinzeit, ganz gleich wie in den folgenden Jahrhunderten ist die Pyrenäenhalbinsel der Schauplatz der kriegerischen Auseinandersetzung von Völkerschaften, die ganz verschiedenen Kulturkreisen angehören. Von diesem Gegensatz ist das geschichtliche Geschehen auf der Halbinsel bis in das ausgehende Mittelalter beherrscht; er hat auch den politischen und sozialen Verhältnissen in Spanien und Portugal ihr besonderes Gepräge verliehen. Einleuchtend stellt der Verfasser dar, daß aus diesen beständigen Machtkämpfen die frühzeitige starke Stellung des Monarchen und die große Bedeutung des Adels und der Kirche auch in den Jahrhunderten der Neuzeit verstanden werden können.

Klar und lebendig wird die Glanzzeit der beiden pyrenäischen Königreiche geschildert, so wie die überragende Weltmachtstellung des spanischen Volkes unter Karl V., und ebenso der Zusammenbruch in der zweiten Hälfte des 16. und im 17. Jahrhundert. Trotz der notgedrungen summarischen Darstellung dieser an Ereignissen überaus reichen Epochen erfahren auch die führenden Persönlichkeiten, die Könige und die Staatsmänner, welch letztere nach der Regierungszeit Philipps II. weit mehr als die fast durch-

weg unfähigen Monarchen das Schicksal vor allem Spaniens bestimmten, eine lebendige Charakterisierung.

Der Verfasser schildert in erster Linie den Ablauf der politischen Ereignisse, wobei er das Hauptgewicht auf die Außenpolitik verlegt, auf die zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen mit Frankreich und England. Eine eingehendere Darstellung der innern Vorgänge hätte dazu beigetragen, auch die Außenpolitik noch besser verstehen zu können. Eine Eigenart der spanischen Monarchie bildet die noch im letzten Bürgerkrieg deutlich in Erscheinung getretene Tatsache, daß trotz der frühzeitig erfolgten politischen Zusammenfassung der verschiedenen Teilreiche der Halbinsel eine Verschmelzung zu einem einheitlichen Staatsvolk bis auf den heutigen Tag nicht gelungen ist. In die zahlreichen innern, fast durchweg gewaltsamen Auseinandersetzungen der politischen Parteien mischten sich beständig die regionalen Gegensätze und Spannungen. Diese führten auch dazu, daß in den Kriegen mit andern Staaten sehr oft ein Teil der Bevölkerung mit dem auswärtigen Feinde gemeinsame Sache machte.

Neben der Darstellung der politischen Ereignisse werden auch die wirtschaftlichen Verhältnisse und die kulturellen Leistungen gewürdigt, allerdings mehr anhangsweise, ohne daß z. B. die Wechselwirkung zwischen Politik und Wirtschaft zur Begründung des Ganges der Ereignisse genügend herangezogen wird. So wird bei der Darstellung des Zusammenbruchs der spanischen Weltmachtstellung die Begründung allzusehr im Ungenügen der auf Karl V. folgenden Könige gesucht.

Ein letztes Kapitel verfolgt das Schicksal der beiden Länder unter der Herrschaft Napoleons und die mannigfachen und immer wieder gescheiterten Anstrengungen, den beiden Reichen nach Wiederherstellung der politischen Selbständigkeit eine stabile, die weltanschaulichen und territorialen Gegensätze ausgleichende Staatsform zu geben.

Gut gewählte Illustrationen vermitteln eine lebendige Anschauung der spanischen Architektur. Die führenden Persönlichkeiten werden an Hand der Bilder erster spanischer Künstler vorgeführt. Gute Karten veranschaulichen den Kampf der verschiedenen Völker und territorialen Gruppen um den Besitz der Halbinsel.

Konitzkes Werk ist ein trefflicher und inhaltsreicher Führer durch die Geschichte der Pyrenäenhalbinsel von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart.

Zollikon. Hans Nabholz.

A. und B. Bruckner, *Schweizer Fahnenbuch.* 2 Bde. Zollikofer & Co., St. Gallen, 1942. Klischees Schwitter A.-G., Basel-Zürich. 1. Band: 383 + 175 Seiten. 88 farbige Tafeln, 588 Abbildungen im Text. 2. Band: Nachträge, Zusätze, Register. 80 Seiten. 21 Abbildungen im Text.

Nachdem in den letzten Jahren einige vorzügliche kantonale Fahnenbücher erschienen sind, ist nun ein Werk über die Fahnen der ganzen Schweiz

unternommen worden. Man mag dies, namentlich wenn die Arbeit von einem einzelnen Gelehrten geleistet wird, als ein Wagnis bezeichnen, aber anderseits ist es zu begrüßen, indem damit die Zersplitterung in einzelne kantonale Unternehmen vermieden wird. Dabei ist einzuräumen, daß bei dem gewaltigen Stoff — es sind 1262 Fahnen behandelt und mehr als 650 Abbildungen von guter Qualität beigegeben — Irrtümer und Lücken unvermeidlich sind. Der Verfasser A. Bruckner richtet denn auch an den Leser die Bitte, ihm Nachträge und Berichtigungen zur Kenntnis zu bringen. Da der Erhaltungszustand der alten Fahnen und Feldzeichen in der Regel sehr zu wünschen übrig läßt, ist das Fahnenbuch zugleich eine dokumentarische Bestandesaufnahme. Die zum Teil in Farbendruck, zum Teil in Schwarzdruck ausgeführten Bilder sind in dieser Beziehung von besonderer Bedeutung. — Bearbeitet sind in chronologischer Folge die schweizerischen Fahnen, die eroberten Banner, die Fahnen der Schweizerregimenter in fremden Diensten. Der Text gibt eine eigentliche Schweizergeschichte auf Grund des Fahnenbildes. Dabei sind auch sämtliche Zeugnisse literarischer Art verwertet, so besonders die mittelalterlichen Chroniken. Die systematische Erforschung der Archive hat reiches Material zu Tage gefördert, das ebenfalls verarbeitet ist. Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich stellte seine auf langjährigen Studien beruhenden Forschungen dem Werke Bruckners zur Verfügung, sodaß speziell die Mitarbeit von Konservator Dr. E. A. Gesler erwähnt werden darf. Den zweiten Teil des ersten Bandes bildet (mit besonderer Seitenzählung) der Fahnenkatalog, der als Nachschlagewerk benützt werden wird. Der derzeitige erreichbare Fahnenbestand wird in Beschreibung und Nachbildung festgehalten und so der Nachwelt gesichert. So ist das Fahnenbuch von Bruckner die erste gesamtschweizerische und wissenschaftliche Bestandesaufnahme der Fahnen unseres Landes. — Im zweiten Band sind zunächst die Nachträge untergebracht, sodann folgt das Kapitel über Fahnenzubehör. Es sind dies alle jene Gegenstände, die in einem mehr oder weniger engen Verhältnis zur Fahne stehen, so die Fahnenstange mit Spitze, das Fahnenkreuz, die Bannerlade, die Vennerschleife und die Vennerhandschuhe. Eine vor allem in der Schweiz verbreitete Sitte bilden die sog. Fahnenbücher: in handschriftlicher Form vom 17. Jahrhundert an erstellt, enthalten sie den Fahnenbestand eines bestimmten Gebietes in Bild und Wort. Qualitativ besonders hoch stehend sind das Glarner Fahnenbuch von Ryff und das Freiburger Fahnenbuch von Croulot. — Die Bibliographie zur Schweizer Fahnenkunde umfaßt etwa 450 Nummern. Quellenverzeichnis, Abbildungs- und Nachweisverzeichnis, Fahnenregister und schließlich die Berichtigungen und Ergänzungen vervollständigen den zweiten Band.

Ist dergestalt das Brucknersche Fahnenbuch vor allem ein bedeutendes Nachschlagewerk, so dürfte es nicht weniger den praktischen Zweck erfüllen, zur vermehrten Vorsorge und Konservierung dieser alten Denkmäler zu veranlassen.

Zürich. Anton Largiadèr.

PAUL KLÄUI, *Ortsgeschichte,* eine Einführung. Zürich 1942, Schultheß & Co.

Vom Regierungsrat des Kantons Zürich erhielt Paul Kläui den Auftrag, Dändlikers «Einführung in die Ortsgeschichte und historische Heimatkunde» neu zu bearbeiten. Da seit dem Erscheinungsjahr der genannten Schrift (1897) bald ein halbes Jahrhundert verflossen ist, in welcher Zeit die Geschichtsforschung große Fortschritte machte, hielt es Kläui für gegeben, ein ganz neues ortsgeschichtliches Hilfsmittel zu schaffen.

Der Verfasser geht vom einzig richtigen Standpunkt aus, daß die Pflege des Lokalgeschichtlichen nur dann einen dauernden, allgemeinen Wert besitzt, wenn der Freund der Ortsgeschichte seine Studien nach wissenschaftlichen Grundsätzen betreibt. In diesem Falle ist sie nach Kläuis zutreffender Ansicht unentbehrlich, denn die sorgfältige, bis auf den Grund gehende Erforschung aller Einzelheiten erbringt die sichere Grundlage eines der Wahrheit nahe kommenden Geschichtsbildes im Großen. Sie schützt vor falschen Hypothesen und Verallgemeinerungen. Dem Forscher, der keine akademischen Studien betreiben kann, will Kläui in erster Linie dienen, indem er ihn über die wichtigsten wissenschaftlichen Grundsätze unterrichtet.

Die neue Einführung in die Ortsgeschichte ist in drei große Abschnitte eingeteilt. In der Anleitung spricht sich der Verfasser über die Aufgaben der lokalgeschichtlichen Forschung, die Quellen und die Arbeitsweise aus. Unter die Stoffgebiete im zweiten Abschnitt sind eingereiht: Ur- und Frühgeschichte (bearbeitet von Hans Erb), Die germanische Besiedelung, Adel und Burgen, Grundbesitz und Grundherrschaft, Eigenleute und Hörige, Gericht, Vogtei, Verfassung, Dorf und Stadt, Kirche, Schule, Wirtschaft, Wehrwesen, Volksleben, Zur Familiengeschichte, Die helvetische Umwälzung, Das 19. Jahrhundert. Der dritte Abschnitt gibt die erste Hilfe bei der Benützung der Quellen, indem er Auskunft über Maß, Gewicht und Münze, über Grundsätze für den Druck von Quellentexten und über Sacherklärungen erteilt. Eine dreißig Seiten umfassende Bibliographie führt gründlich in die allgemeine und spezielle Literatur ein. Wenn sich auch dieser Teil in erster Linie an die Zürcher Lokalforscher wendet, so kann trotzdem auch der Außerkantonale hier manches Brauchbare finden. Den Schluß des Buches bildet ein Sachregister.

Das Werklein ist so umsichtig aus der Kenntnis der Sache und im Blick auf seine praktische Verwendung geschrieben, daß es nicht nur die zürcherische, sondern auch die deutschschweizerische Ortsgeschichte überhaupt beleben und auf gute Bahnen lenken kann. Sogar dem erfahrenen Forscher vermag es Anregungen und Aushilfe zu gewähren.

Solothurn. Bruno Amiet.

EDWARD ATTENHOFER, *Alt-Zurzach.* Sauerländer & Co., Aarau, 1940.

Vor bald einem Jahrzehnt hat Hektor Ammann in dem schmucken Bändchen « Alt-Aarau » mit kurzen, treffenden Strichen die politische, wirt-

schaftliche und bauliche Entwicklung einer Stadt gezeichnet, die nach langer Abhängigkeit mit dem Tage ihrer Befreiung in der Helvetik und Regenerationszeit auf eidgenössischem Boden eine sehr aktive Rolle gespielt hat. Es ist zu begrüßen, daß der historische Führer durch Aarau an andern Orten Nachahmer findet. So widmet Edward Attenhofer eine anziehende Darstellung ähnlicher Art seiner Heimat Zurzach, die schon im frühen Mittelalter eine vielbesuchte Kultstätte der hl. Verena besaß und in der Folge zu einem der wichtigsten schweizerischen Messeorte auswuchs.

Der Verfasser legt zu Gunsten des Anekdotenhaften weniger Gewicht auf strenge Wissenschaftlichkeit, entwirft dafür anschauliche, lose aneinander gereihte Bilder von einzelnen Epochen, für die sich seit der Zeit des römischen Tenedo gewichtige Zeugen vorfinden. Den heutigen Namen haben die Alamannen dem Orte gegeben. Er ist erstmals um 700 im Geographen von Ravenna belegt mit Vvrzacha. Noch in römische Zeit zurück reicht das durch die Legende festgehaltene Leben der hl. Verena, die dem Kreis der thebäischen Legion angehört, und über deren Grabe wohl vor 800 ein Doppelkloster der Benediktiner entstand, das gegen Ende des 9. Jahrhunderts durch kaiserliche Schenkung an das Kloster Reichenau gelangte, später zum Chorherrenstift sich wandelte und 1265 vom Bischof von Konstanz erworben wurde.

Im 14. Jahrhundert gewannen die Messen an Bedeutung, denen eine Reihe von Abschnitten gewidmet sind. Zu begrüßen ist darin die Beschreibung der zum Teil noch gut erhaltenen Messehäuser, die einen besondern Bautyp darstellen. Den Abschnitten über die Reformation, über die politische und wirtschaftliche Entwicklung in neuer Zeit, die den völligen Zerfall der Messen, die Auflösung des Kollegiatstifts und die Einführung neuer Industrien brachte, folgen kurze Biographien berühmter Zurzacher, unter denen Bundesrat Emil Welti, Musikdirektor Carl Attenhofer und der Maler Albert Welti hervorragen. Im Anhang vernehmen wir interessante Daten über die Entstehung der Schweizerischen Sodafabrik in Zurzach. Einen lesenswerten Abriß über Genealogie und Wappen der ältesten Zurzacher Familien steuert Hermann Welti bei.

Bei aller Anerkennung der für eine populäre Schrift vortrefflichen Darstellung bleiben einige Wünsche offen. Sie betreffen einmal die Anlage des Ganzen, in dem vor allem die Abschnitte über die Messen noch mehr zu einer innern Einheit hätten zusammengefaßt werden können. Sodann vermißt man doch etwas die Herausschälung des historischen Kerns der Verenalegende, die an geschichtlichen Tatsachen mehr enthält, als sich auf den ersten Blick vermuten läßt, während anderes, wie die Fahrt auf dem Mühlstein von Solothurn bis Koblenz, als späte Zutaten ausscheiden. Daß römische Soldaten, die der christlichen Lehre von allen Volkskreisen am längsten fernblieben, diese nach Zurzach gebracht haben, ist wenig glaubhaft. In dem an einer größeren Verkehrslinie gelegenen Tenedo werden vielmehr die Kaufleute das Christentum eingeführt haben. Der Verfasser

betont zutreffend, daß Zurzach die Merkmale einer Stadt im rechtlichen Sinne gefehlt hätten. Die kommunale Verwaltung unterstand der Leitung des bischöflichen Vogts in Klingnau und besaß eine durchaus dörfliche Organisation, wie sie in den umliegenden Gemeinden üblich war. Es trifft aber nicht zu, daß der Bischof « wegen der Unklarheit der Rechtsverhältnisse » vor der Stadtgründung zurückschreckte. Denn so wenig wie die Eidgenossen, wünschte auch der Bischof eine weitere städtische Siedelung in einem Gebiet, in dem er auf engstem Raume schon deren drei, Klingnau, Kaiserstuhl und Thiengen besaß, zu denen nicht eine Wegstunde entfernt noch das wirtschaftlich stärkere, österreichische Waldshut kam. Trotz dieser Vorbehalte darf das Buch Attenhofers als erfreulicher Beitrag an die Heimatgeschichte bewertet werden.

Baden. Otto Mittler.

JEAN-P. FERRIER, *Histoire de la commune de Versoix*. Versoix 1942, 197 p., in-8⁰.

M. J.-P. Ferrier a entrepris de retracer dans ce livre toute l'histoire de Versoix. Il a mené à bien une tâche rendue difficile par la stérilité des sources qui laissent tout ignorer de certaines périodes de l'histoire de la commune tandis qu'elles fournissent sur d'autres époques une documentation abondante.

L'auteur sans se laisser rebuter par cette difficulté a donné en un livre de quelques deux cents pages, judicieusement illustré, une histoire complète de sa commune, groupant tous les renseignements épars jusqu'ici dans des monographies (celles de C. Fontaine-Borgel en particulier) et des ouvrages d'intérêt général.

Station lacustre il y a cinquante ou soixante siècles, Versoix fait partie, sous Jules César, d'une colonie équestre (M. Blondel a signalé les restes d'une villa romaine et d'un acqueduc); elle disparaît après les invasions barbares pour reparaître au XIème siècle où l'on trouve son nom mentionné dans un acte.

Dès lors et jusqu'en 1601 le village, que domine un château, connaîtra une histoire extrêmement mouvementée. Situé aux confins du royaume de France, du duché de Savoie et du territoire genevois, il dépendra successivement de ces trois états. L'entrée en scène des Bernois au XVIème siècle et les guerres incessantes provoquées par les conflits politiques et religieux de cette époque tragique seront funestes à Versoix qui changera de mains au hasard des conquêtes, des reconquêtes et des traités, subissant presque chaque fois les horreurs du pillage et de la destruction. Au traité de Lyon (1601) les Genevois doivent céder à Henri IV le malheureux village qui restera français jusqu'en 1815. Un grand évènement marquera seul ces deux siècles de paix relative: la création, près de Versoix, d'une ville et d'un port concurrents de Genève: Versoix-la-Ville. Ce projet de Choiseul suggéré par Voltaire reçoit un commencement d'exécution mais ne par-

viendra guère qu'à inquiéter les Genevois car il est abandonné à la chute du ministre. De 1789 à 1794, la paix de la commune sera troublée par l'agitation révolutionnaire qui se calme après Thermidor. En 1815, épuisée par la Révolution et les réquisitions de l'Empire, Versoix est cédée à la Suisse, la population éprouvant à ce sujit des sentiments mélangés.

L'auteur enfin consacre presque la moitié de son livre à l'histoire de la commune de 1815 jusqu'à 1942, histoire fort calme puisqu'elle n'est guère marquée que par des querelles religieuses ou administratives qui dépassent à peine le cadre de la commune.

M. Ferrier s'est étendu plus ou moins longuement sur ces épisodes successifs selon qu'il était bien ou mal renseigné. L'histoire des faits connus de 58 av. J.-C. jusqu'à l'incorporation à la France tient en vingt pages. Il consacre par contre des chapitres détaillés à la création de Versoix-la-Ville et aux débuts de la Révolution. Quant au récit des évènements du XIXème et du XXème siècle, dont la portée reste très limitée, il occupe quatre-vingt-dix pages.

C'est dire assez que l'intérêt de l'ouvrage réside moins dans la révélation de faits ignorés, intéressant l'histoire nationale, que dans une peinture fidèle et attachante de la vie d'une commune française puis suisse au cours de ce dernier siècle et demi. L'auteur évoque heureusement le déroulement de la révolution en miniature qui agite Versoix de 1789 à 1794, alors que la population, soudain consciente des droits que Paris vient de lui conférer s'essaie maladroitement au maniement de l'administration. C'est avec le même bonheur qu'il fait revivre la Versoix du XIXème siècle agitée jusqu'à l'émeute par les cabales de quelques citoyens ou les conflits religieux de toute nature qui ne cessent de troubler une paroisse restée catholique dans un pays protestant. Il faut souligner, à ce propos, l'objectivité de M. Ferrier qui a su parler sans passion, bien que de façon très vivante, d'évènements contemporains ou pour le moins récents.

Genève. F. Ditisheim.

Bernhard Schmid und Franz Moser, *Die Burgen und Schlösser des Kantons Bern. Mittelland, Emmental und Oberaargau.* I. Teil 164 S. II. Teil 91 S. Basel 1942, Verlag Birkhäuser.

Aus dem großen Sammelwerk des Burgenvereins liegt nun wieder ein Teil vor, der wirkliches Neuland erschließt, wie auch schon die Bände über das Oberland. Eine zusammenfassende Darstellung der Burgen des weiten bernischen Mittellandes hat bis jetzt gefehlt. Und doch sind hier eine große Reihe bemerkenswerter Bauten vorhanden. Die beiden Bände bringen denn auch sehr viel Neues. Die Illustration ist wie immer hervorragend. Zum Unterschied von einigen frühern Bänden der Sammlung ist auch der Text in sachlicher und wissenschaftlich einwandfreier Art gehalten. So hat man es hier mit einer in jeder Beziehung erfreulichen Veröffentlichung zu tun.

Eine Bemerkung grundsätzlicher Art sei hier jedoch angebracht: Die Pläne treten gegenüber den Abbildungen stark zurück und verzeichnen teilweise nicht einmal den Maßstab. Gerade bei einer derartigen Veröffentlichung für weitere Kreise scheint mir jedoch die Beigabe von Grundrissen in allen den Fällen, wo die Unterlagen vorhanden sind, empfehlenswert. Die Möglichkeit zu einer Orientierung an Ort und Stelle ist dann sehr viel größer. Und diese Bände wollen ja schließlich zur weitern Beschäftigung mit unsern Burgen den Anreiz geben.

Aarau. Hektor Ammann.

Fritz Stucki, *Geschichte der Familie Bodmer von Zürich, 1543—1943,* herausgegeben vom Bodmer-Familien-Fonds zur Feier des vierhundertsten Jahrestages der Einbürgerung der Familie in Zürich. Zürich 1942. XXV + 555 S. Mit 86 Abbildungen.

Verschiedene Verfasser steuerten Beiträge zu diesem schönen, sorgfältig ausgestatteten Werke bei. Von Siegfried Frey stammt die Untersuchung über die Herkunft der Familie aus dem Walserdorfe Alagna-Sesia. Das Lebensbild des Erfinders Johann Georg Bodmer verfaßten Helen und Paul Schoch-Bodmer; ein Essay über Johann Jakob Bodmer schrieb Martin Bodmer. Die Hauptarbeit aber leistete Fritz Stucki, der außer einem Überblick über die verschiedenen Bodmerfamilien eine umfassende Darstellung des von Melchior Bodmer abstammenden Geschlechtes gab. Da dieses Geschlecht zahlenmäßig keine große Ausdehnung erreichte, war es dem Verfasser möglich, das Leben der einzelnen Bodmer sehr eingehend zu behandeln, ihre Berufe und Ämter ausführlich zu schildern, was dem mit schönen Reproduktionen geschmückten Werk die besondere Note gibt. Max Bodmer-Schindler sorgte als Redaktor dafür, daß die Einheitlichkeit der Darstellung gewahrt blieb.

Melchior Bodmer erhielt 1543 das Zürcher Bürgerrecht. Im Zürcher Bürgerbuch ist er als « von Varnal » stammend eingetragen. Auf Grund eingehender Nachforschungen stellte Siegfried Frey fest, daß als Heimatort Melchior Bodmers nicht Varallo-Sesia, wie « Varnal » gedeutet wird, sondern das Walserdorf Alagna im Sesiatal angesehen werden muß. Aus dem Flurnamen « Bodme », der sich neben dem italienischen Piane in den Walserdörfern bis in die Neuzeit erhalten hatte, war die latinisierte Form des Orts- und Eigennamens de Planis entstanden. Zwei Urkunden, nach denen « Melcher de Planis habitator oppidi Zurich in Helvetiis » 1557 Güter in Alagna kaufte und 1560 verkaufte, « beweisen nicht nur, daß Melchior Bodmer von Varnal aus Alagna stammte, sondern daß er tatsächlich von seiner Familie her auf Bodme in Alagna begütert war, daß er aber am Jahresende 1560 die Absicht hatte, nicht mehr in das Walserdorf zurückzukehren. » Die in Alagna später auftretenden Bodmer hatten keinen Zusammenhang mit den Bodmer des 16. Jahrhunderts.

Frey fügt dieser Beweisführung über die Heimat des Melchior Bodmer

eine kurze Geschichte von Alagna-Pietremelle und eine Übersicht über die Quellen und den Gang der Forschung bei.

Über die vermutliche Wanderung der Walser nach Alagna, über ihr Handwerk als Maurer und Steinmetzen, das sie wiederum zur Auswanderung veranlaßte, berichtet Fritz Stucki. Bodmer aus Alagna siedelten sich im 16. und 17. Jahrhundert in verschiedenen Schweizerstädten an, mehrere in Zürich. Von allen diesen Bodmern hat sich nur das von Melchior abstammende Geschlecht bis heute erhalten.

Der Stammvater Melchior (gest. 1563) brachte es durch angestrengte handwerkliche Arbeit als Steinmetz zu Wohlstand und bereitete dadurch seinem Geschlecht den Weg zur politischen Laufbahn vor. Sein Sohn Ludwig (gest. 1607) gelangte in den Kleinen Rat. Durch seine Heirat mit der Tochter des Bürgermeisters Johannes Keller gewann er Beziehungen zum zürcherischen Patriziat.

Stucki gibt nun auch ein Lebensbild dieses Bodmerschen Schwiegervaters, das den wenig bekannten Zürcher Magistraten aus der Zeit der Gegenreformation als Gegenspieler von Melchior Lussi und Ludwig Pfyffer schildert. Der Verfasser zählt Johannes Keller zu den ersten schweizerischen Staatsmännern seit der Reformation, dessen Wirksamkeit dank seiner wahrhaft eidgenössischen Politik nicht hoch genug eingeschätzt werden könne.

Von den Söhnen des Ratsherrn Ludwig Bodmer gehen die verschiedenen Zweige des Geschlechtes aus, die jeweils nach den Stammhäusern benannt wurden. Wie überall, gibt es auch hier Linien, die sich stets auf einem bescheidenen Niveau hielten, wie z. B. diejenige zum Salmen, die hauptsächtlich Bäcker aufwies. Die Linie zur Gelben Gilge bestand größtenteils aus Schreibern und Goldschmieden. Beide starben im 18. und 19. Jahrhundert aus.

Vom Tuchscherer Hans Rudolf, dem ältesten Sohn des Ratsherrn Ludwig, stammen die heute noch lebenden Bodmer ab. Ein Zweig dieser Bodmer wies eine besondere technische Begabung auf, die in dem bedeutenden Erfinder Johann Georg (1786—1864), der in Küsnacht, in St. Blasien im Schwarzwald und mehrere Jahrzehnte in England tätig war, ihren Höhepunkt erreichte.

Ein anderer Zweig, nach ihrem Stammhaus die Bodmer vom Windegg genannt, widmete sich fast ausschließlich der Seidenfabrikation und dem Seidenhandel. Ihr Begründer, der Ratsherr Christoph (1658—1722) empfing wahrscheinlich die Anregung zu seinem Geschäft von französischen Exulanten. Die Firma Christoph Bodmer zum Windegg existierte von 1699 bis 1867.

Stucki schildert eingehend die Seidenfabrikation im 18. Jahrhundert, das Verlagssystem und den Export der Seide. Er weist darauf hin, wie einesteils diese Unternehmer und Kaufleute sich von vielen zünftischen Anschauungen frei machten und dennoch dem ancien régime verhaftet blie-

ben. Sie hielten es für ihre Pflicht, neben dem Geschäft sich dem Staate für die Ausübung verschiedener Ämter zur Verfügung zu stellen.

Im Geist des Liberalismus, des freien Unternehmertums führten der Seidenherr Heinrich Bodmer (1742—1814), der Schwiegersohn des Seidenherrn Hans Conrad von Muralt an der Sihl, und sein Sohn Daniel (genannt die Bodmer an der Sihl) ihr Geschäft unter der Ragion Hans Conrad Muralt und Sohn zu bisher ungeahnter Höhe. Unter ihrer Leitung entwickelte sich die Firma zum ersten Seidenexporthaus Zürichs, das bis 1902 in Zürich unter Bodmerschen Leitung stand, dann nach Mailand verlegt und in eine A.-G. umgewandelt wurde.

Einen raschen Aufschwung nahm die 1830 begonnene Fabrikation von Müllerbeuteln der Bodmer zur Arch. In mehr handwerklicher Weise betrieben die Bodmer ab dem Rai die Seidenfabrikation. Während sich alle Windegg-Bodmer, zu denen auch der Zweig zur Arch gehört, am Ende des 19. oder zu Beginn des 20. Jahrhunderts vom Seidengeschäft zurückzogen, haben sich dagegen die Bodmer zum Ellstecken erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Seidenbranche zugewandt, die sie, allerdings im Ausland, heute noch betreiben.

Somit widmeten sich die verschiedenen vom Seidenherr Christoph abstammenden Zweige im 18. und 19. Jahrhundert fast ausschließlich der Seidenfabrikation und dem Seidenhandel und hatten einen wesentlichen Anteil an der daraus resultierenden wirtschaftlichen Blüte Zürichs. Da Stucki diesen Zweig der Bodmer besonders eingehend behandelt, bildet seine Arbeit einen wertvollen Beitrag zur zürcherischen Wirtschaftsgeschichte.

Ein Kapitel über den 1782 gegründeten Familienfonds, über die Wappen und Siegel (das dem Stammvater Melchior verliehene Steinmetzzeichen wurde grundlegend für die Bildung des Familienwappens) und eine sehr aufschlußreiche Abhandlung über die Häuser und Liegenschaften der Bodmer ergänzen die Darstellung des von Melchior abstammenden Geschlechtes.

Außer den aus Alagna eingewanderten Bodmer waren verschiedene andere Familien gleichen Namens in Zürich eingebürgert, so die später nach Baden übergesiedelten Junker Bodmer, ferner die von Stäfa-Eßlingen und die aus dem Grüningeramt stammenden Bodmer, die alle andere Wappen führten. Diese Bodmerfamilien sind heute ausgestorben. Den Stäfner Bodmer gehörte der Literarhistoriker Johann Jakob an, über den Martin Bodmer ein fesselndes Lebensbild beisteuert.

In vielen Gemeinden der Zürcher Landschaft treten Bodmer im 15. und 16. Jahrhundert auf, die aber nicht auf einen gemeinsamen Herkunftsort zurückgeführt werden können. Fast alle Bodmerfamilien der Landschaft, die heute irgendwelche Bedeutung besitzen, stammen aus dem Grüningeramte. Es werden auch die in der übrigen Schweiz vorkommenden Bodmer kurz erwähnt.

Stucki schließt den Text des Werkes ab mit dem Kapitel: Die Be-

deutung der Familie Bodmer. Er stellt darin an Hand von Tabellen, in denen die Beteiligung am Regiment und die Handelsabgaben der Firmen aufgeführt sind, die Bedeutung der Bodmer, dieser «Männer der Tat und nicht der Theorie» im Staat und in der Wirtschaft dar. Leider fehlt in dieser Zusammenfassung ein genealogischer Überblick über das Wachstum des Geschlechts, den Aufbau und die Zahl der Generationen etc., der auch bei kleinern Familien interessant und wertvoll sein kann.

Ein Anhang enthält das Literaturverzeichnis, in extenso abgedruckte wichtige Dokumente, hauptsächlich zum 1. Kapitel des Textes, Allianzen- und Häuser-, sowie das Personenregister. Daß die Anmerkungen, nach Kapiteln numeriert, ebenfalls im Anhang figurieren, wird vielleicht nicht der Leser, wohl aber der Benutzer des Werkes bedauern. Die Stammtafeln sind in Listenform gedruckt; ihre Benützung wird durch eine Übersichtstafel erleichtert. Hier finden sich auch kurze Angaben über Angehörige der Familien enthalten, die wohl aus bestimmten Gründen nicht im Text figurieren.

Die in letzter Zeit stark anwachsende genealogische Literatur ist durch die Familiengeschichte der Bodmer um einen wertvollen Beitrag bereichert.

Winterthur. Alice Denzler.

BERNARD GAGNEBIN, *Histoire de la Famille Gagnebin.* St-Imier, Impr. E. Grossniklaus, 1941—1942, 112 p. in 8°.

Quiconque a tenté une fois ou l'autre d'écrire l'histoire d'une famille s'est bien vite rendu compte des grosses difficultés qui lui étaient réservées. C'est que, ordinairement, en ce domaine, on ne rencontre que très rarement des liasses toutes prêtes qu'il n'est que d'ouvrir afin d'en tirer, à l'instar de Rabelais, «la substantifique moelle». Il faut faire d'innombrables recherches soit dans les papiers de famille qui ne sont pas toujours classés, dans les archives publiques, dans les comptes, dans toutes sortes de documents épars qui se retrouvent dans les contrées où le hasard a souvent dispersé ces familles et leurs membres.

Eh bien, il faut se hâter de le dire, le jeune et habile bibliothécaire de Genève, Mr Bernard Gagnebin, a su réaliser ce tour de force avec un plein succès, car l'histoire qu'il nous offre aujourd'hui donne une vue d'ensemble parfaite sur le passé des membres de la famille dont il descend.

Il ne peut être question, en un court article bibliographique, de suivre l'auteur dans toutes ses recherches et déductions. Qu'il nous suffise donc de résumer brièvement le passé de cette famille remarquable, une des plus importantes de l'actuel Jura bernois, tant par le nombre imposant de ses représentants que par le rôle brillant que la plupart ont joué dans l'ancien Evêché de Bâle et dans le canton de Neuchâtel. Les Gagnebin ont donné à notre pays des naturalistes éminents, des physiciens, des notaires, des avocats, des pasteurs, des médecins, des artistes, des officiers, des industriels, des fonctionnaires, etc. qui ont exercé une grande influence dans toute la contrée,

et cela pendant plus de quatre siècles. Et ces membres ont des descendants qui continuent leur belle lignée.

Certains d'entre eux ont même connu la célébrité de leur vivant. Témoin la postérité de Léonard Gagnebin qui, au cours du XVIIème siècle, donna naissance à d'excellents officiers et à des savants renommés. Il y eut alors et au XVIIIème siècle, des médecins et des naturalistes dont quelques-uns avaient une réputation méritée dans toute l'Europe. Ainsi, trois médecins du prénom d'Abraham, si bien qu'il faut les numéroter comme les membres d'une dynastie princière, sont réputés, parmi lesquels Abraham III, né le 20 août 1707, à La Ferrière son lieu d'origine. Il étudia à Gœttingue, à Bâle avec Th. Zwinger et fut chirurgien dans divers régiments stationnés en France. Revenu au pays natal, il s'établit à La Ferrière où, à côté de l'exercice de la médecine, il se voua aux sciences naturelles. Il acquit un renom universel dans le monde scientifique et fut en relations suivies avec Bernard de Jussieu et Réaumur de Paris, avec le grand Albert de Haller auquel il écrivit 114 lettres conservées à Berne, et d'autres encore. Il était à la fois botaniste, géologue et météorologue et il fit de longs voyages de recherches dans son pays, en Suisse, en Alsace, en France jusqu'aux Pyrénées. Avec son frère Daniel, il constitua un musée d'histoire naturelle connu de tous les savants européens de l'époque. Il reçut chez lui Jean-Jacques Rousseau pendant dix jours et herborisa avec lui. Abraham Gagnebin fut capitaine des milices du pays. Il publia plusieurs travaux scientifiques et il mourut le 23 avril 1800. Son frère Daniel, physicien distingué, alla s'établir à La Chaux-de-Fonds où il fit plusieurs inventions remarquables. Un autre de ses frères, Simon-Pierre devint graveur des bijoux de Marie-Antoinette. On n'en finirait pas si l'on voulait tout détailler. Mais qu'il suffise de citer encore *Henri-Louis* qui fut graveur, *Adolphe,* maire de sa commune, député au Grand Conseil et juge, etc. pour la branche jurassienne, puis *François-Louis,* pasteur; *Ferdinand-Louis,* lithographe, *Louis,* devenu directeur de la célèbre fabrique des Longines à St-Imier, *Charles-Louis,* également pasteur à Grandval, près de Moutier, pour la branche neuchâteloise, etc.

Ajoutons que le fascicule est illustré de nombreux portraits, de vues diverses, de reproductions de dessins et d'actes qui en rendent la lecture plus agréable et plus fructueuse.

Porrentruy. Gustave Amweg.

MARC-R. SAUTER, *Contribution à l'étude anthropologique des populations du haut moyen âge dans le bassin du Léman et le Jura. Le problème des Burgondes. Recherches d'anthropologie historique.* Thèse pour le doctorat ès sciences. Genève. 1941. in-8°.

M. Sauter définit tout d'abord le problème qu'il s'est efforcé de résoudre tout au long des 136 pages que compte sa thèse et il détermine les conditions du problème des Burgondes. Il s'agit de les situer racialement

et ce avec une précision quasi mathématique. Convenons qu'il y est parvenu et que son travail de longue haleine est le fruit d'efforts soutenus.

En face des témoignages historiques, trois méthodes se présentent au chercheur: en consultant les écrivains anciens on aura une idée de la pigmentation, de la taille des hommes dont on s'occupe, mais une telle description purement littéraire est trop vague. En s'attachant à la civilisation proprement dite, en examinant le degré de perfection des œuvres d'art, on acquerra une idée plus précise par l'utilisation des documents iconographiques. Malheureusement l'élément subjectif risque de fausser les appréciations. Reste la troisième méthode qu'a utilisée M. Sauter. Elle consiste à classer, ordonner les documents squelettiques représentatifs de telle nation et d'en déterminer les caractéristiques morphologiques. Méthode sûre s'il en est.

L'histoire a exposé les périgrinations des Burgondes. Ceux-ci, d'origine scandinave, passèrent en Germanie orientale et ils furent en contact avec les Vandales et les Gépides; ils émigrèrent et traversèrent l'Allemagne centrale; ils atteignirent le Rhin et fondèrent le premier royaume burgonde. Ils guerroyèrent avec les Romains d'une part, les Alamans et les Huns d'autre part. Ils essuyèrent une défaite qui leur fut infligée par les Huns au service de Rome et les restes du peuple burgonde s'établirent en « Sapaudia », soit dans nos régions, au milieu de la population indigène composée de Celtes romanisés. Ces derniers durent partager leurs terres avec les nouveaux venus; ainsi un royaume burgonde se développa, mais il succomba sous les coups de son voisin franc. A l'époque carolingienne les diverses populations sont mêlées.

Telles sont les données historiques, rappelées brièvement, sur lesquelles M. Sauter a pu bâtir sa thèse. Les résultats obtenus, d'ordre ethnologique, complètent les données historiques et nous fournissent d'utiles précisions. L'intérêt historique d'un tel travail est évident et il suffit de se souvenir de l'ouvrage: *Les Races et l'Histoire,* de M. Eugène Pittard, directeur de la thèse, pour saisir toute la portée historique de la question des Burgondes.

Nous ne pouvons faire figurer ici les détails de mensurations et commenter les chiffres avancés par l'auteur. Il l'a fait avec un extrême scrupule scientifique, ne négligeant aucune donnée, ne reculant devant aucune confrontation. Tête osseuse, tronc, membres, tout a été analysé et chaque fois la position des Burgondes, par rapport au groupe racial voisin, a été clairement définie. Les chiffres abondent dans une thèse de ce genre et ils ont trait aux mesures craniennes, faciales, mandibulaires, au calcul des angles, des indices craniens, faciaux, cranio-faciaux, mandibulaires. Aucun élément d'appréciation n'a été négligé et la combinaison des indices précités, les uns par rapport aux autres, a été faite à la page 87 de l'ouvrage. Par la confrontation des angles et des indices, l'auteur arrive à citer les traits les plus fréquents et les plus généraux du peuple burgonde, car il faut renoncer à faire le portrait du « Burgonde moyen ». Comment se présente

le Burgonde proprement dit? Quels en sont les traits les plus saillants? Il faut nécessairement laisser de côté le type dérivé qui a subi l'effet de la colonisation romaine ou qui est le produit d'apports postérieurs. Le type du Burgonde originel se présente de la façon suivante: les Burgondes sont aristen- ou euencéphales; leurs diamètres craniens horizontaux sont moyens; leur indice céphalique est également moyen et il se rattache donc aux mésocéphales; cette mésocéphalie s'allie à une hauteur relative moyenne, elle aussi, ortho-métriocéphale. Leurs courbes horizontale et sagittale sont également moyennes. Leur courbe transverse est petite chez les hommes, plus grande chez les femmes. Quant au front, il est assez étroit et donne une indice fronto-pariétal métriométope. La face est relativement courte, les orbites sont élevées, le nez est mésorhinien, le palais brachystaphylin. Si l'on considère le profil facial, il est ortho- ou mésognathe. Cette conclusion est tirée de l'examen des angles et de l'indice, lequel confirme ce diagnostic. Quant aux indices les plus directement utilisables pour définir la position raciale des Burgondes, il convient de retenir l'indice céphalique, les indices verticaux, l'indice facial et l'indice nasal. Ces derniers indices sont les plus importants dans la présente étude des Burgondes et ce sont ceux-là que l'auteur a utilisés de préférence, parce qu'étant les plus déterminants. Telles sont les conclusions de la première partie de l'ouvrage.

Quant à l'examen du tronc et des membres, il comporte une étude approfondie de la colonne vertébrale ou ce qu'il en reste, de la clavicule, de l'humérus, du cubitus, du radius, du bassin, du sacrum, du fémur, du tibia, du péroné, de la rotule, de l'astragale, du calcanéum, des indices intermembraux, de l'asymétrie, de la taille. Il résulte des conclusions que la colonne vertébrale n'a pu faire l'objet d'une étude séparée, vu qu'il n'en existe pas de complète et que nombre de vertèbres ont dû être écartées, car elles soulevaient des doutes quant à leur place dans la colonne. La clavicule est petite; l'humérus, le cubitus et le radius sont plutôt petits ou moyens; le cubitus est assez robuste, les autres os du bras le sont moins. La jambe a des os longs de grandeur moyenne; le fémur est relativement plus grand, moyennement robuste; le tibia est peu robuste, eurycnémique; le péroné est petit, cannelé; la rotule est plutôt large. L'astragale et le calcanéum sont étroits et hauts. En ce qui concerne les proportions des membres, il faut conclure à la petitesse relative du bras et de la clavicule; il est vrai que l'écart avec les moyennes européennes est très faible. La taille, d'une façon générale, approche des hautes statures nordiques, sans cependant s'identifier avec elles.

Il eût été intéressant de mettre en corrélation les indications fournies par le squelette et celles que le crâne a données. L'auteur a étudié plus brièvement, semble-t-il, le tronc et les membres, se contentant de publier les chiffres des mensurations et des indices. Il faut reconnaître qu'une étude plus détaillée eût allongé démesurement la thèse. Il n'en reste pas moins que M. Sauter a posé des jalons qui permettent de décrire sommairement, mais complètement, les caractères spécifiques des Burgondes.

Jusqu'à ce jour, nous n'avions qu'une idée imparfaite des Burgondes et les manuels d'histoire ne pouvaient nous être d'un grand secours. On s'arrêtait aux définitions classiques, comme stéréotypées: ces blonds Germains de haute stature, envahissant nos contrées et s'y installant. Sachons gré à M. Sauter d'être en mesure de réformer ce jugement dans un sens nettement scientifique.

Il nous a donné une représentation, que nous jugeons fidèle, de la contexture ethnique de la Suisse romande et de ses abords français. Il a su mettre à profit toutes les ressources de l'anthropologie et des savantes leçons du maître. L'image du passé qu'il nous donne a des contours très nets et son travail rend d'éminents services aux historiens comme aux anthropologistes. Les résultats purement historiques sont importants, car cette étude comble une lacune; elle groupe en un faisceau tous les documents que l'historien examine. Qu'il s'agisse de documents écrits, de monuments ou de squelettes, tous ont leur place assignée dans l'œuvre de dépouillement. Il revient à M. Sauter le mérite d'avoir, à la suite de son maître, tracé un nouveau sillon et nous ne pouvons que l'en féliciter chaleureusement.

Porrentruy. Paul Bessire.

R. Paquier, *Le Pays de Vaud des origines à la conquête bernoise*. Lausanne, F. Rouge & Cie., S. A., 1943. 2 vol. 276 et 282 p.

En écrivant une histoire du Pays de Vaud au moyen âge, M. Paquier a voulu combler une lacune; il traite un sujet à peu près neuf, en effet. Les historiens du XIXème siècle, qui ont fondé la Société d'histoire de la Suisse romande, les Charrière et les Gingins entre autres, ont beaucoup publié sur cette période, mais, ce qui les intéressait, c'étaient les familles féodales et leur généalogie. L'abondance des sources et la difficulté de leur lecture ont détourné les historiens plus récents de cette étude, comme aussi l'effort qu'ils auraient dû faire pour comprendre un temps si différent du nôtre.

On ne peut donc que louer les intentions de M. Paquier et le féliciter pour l'effort considérable qu'il a accompli. A côté de son ministère — M. Paquier est pasteur d'une paroisse rurale du canton de Vaud —, loin des bibliothèques et des archives, l'auteur a consacré de longues années d'un labeur désintéressé à se documenter; il a lu tout ce qu'il a pu trouver sur son sujet. Sa documentation — de seconde main [1] — est aussi complète qu'on peut le désirer. Il comprend ce dont il parle; il traite ce passé lointain avec une intelligente sympathie. Ce sont là des conditions favorables pour

[1] M. Paquier a très soigneusement dépouillé les copies des comptes de châtellenies savoyards, qui sont déposés aux archives cantonales de Lausanne. Il s'en est beaucoup servi; c'est un apport documentaire nouveau. On pourrait se demander s'il n'en a pas un peu abusé parfois. Le hasard ou le bavardage d'un scribe nous ont conservé des renseignements abondants sur des incidents qui peuvent avoir été sans importance.

une étude qui n'est pas destinée à la recherche scientifique, mais à la vulgarisation, dans le sens élevé du terme.

Le résultat répond-il à tant de peines? En partie seulement. Les lecteurs de ces deux volumes, qui seront nombreux, y trouveront, très agréablement présenté, bien écrit et bien illustré, un tableau qui les séduira certainement, mais qui, bien malheureusement, est abominablement tendancieux. L'auteur, du reste, l'a voulu tel.

A côté de pages excellentes, il y a des erreurs qui lui ont échappé [2].

---

[2] L'auteur appelle «pesante» (t. I, p. 88) la couronne de fer des rois d'Italie; il oublie que, si elle s'appelait ainsi, c'était qu'elle contenait un clou de la Sainte Croix, qui seul était en fer. — Quand (p. 127) il dit du métral qu'il contrôlait les mesures, je crains bien qu'il ignore que l'étymologie de ce mot ne vient pas du grec, mais du latin: *ministralis*. — Les Statuts de Pierre de Savoie n'ont jamais été appliqués dans le Pays de Vaud, qui est de droit coutumier; les notables n'ont pas pu être consultés «officieusement» pour les enregistrer (p. 166). — Je crains bien qu'il n'ait pris pour un comte de Neuchâtel en Suisse, le Thibaut de Neuchâtel, dont il parle à la p. 15 du t. II. — Il est impossible que, en 1355, Vevey ait fourni 1700 h. pour la campagne du Faucigny (t. II, p. 17); si le chiffre est bien celui du compte, il s'agit de journées de soldats et non d'hommes. — 1100 lances ne peuvent pas faire 11000 hommes (p. 38), mais tout au plus 4 à 5000. — Jamais un Compeys n'a été seigneur de Chapelle s/Moudon (p. 91). — En 1476, le dernier dimanche d'avril était le 28, et non le 26 (p. 111), le dernier dimanche de juin, le 23 et non le 25 (p. 115). — Il n'y avait pas d'église paroissiale à Morges (p. 126); la paroissiale était à Joulens. — Le texte de la page 149 induira certainement les lecteurs en erreur; aux mots: «liberté et franchise du pays» ils donneront un sens politique qu'il n'a pas; il s'agit là de questions de procédure, probablement en matière de poursuite pour dettes, à propos desquelles les *privilèges* des bourgeois n'avaient pas été respectés; quant aux mots: «autant nous vaudroit être en pays de conquête», bien loin d'être «significatifs de la conscience qu'avaient nos pères d'être un peuple libre», ils sont caractéristiques de l'impuissance des Etats de Vaud: c'est une menace du Conseil de Moudon à l'adresse des autres villes qui n'avaient pas envoyé de délégués à la dernière séance des Etats, si bien qu'aucune résolution n'avait pu être prise. — De même, ces *Statuta nova Patriae Vaudi,* qui sont signalés p. 155, 194 et 272 comme une œuvre politique, ne sont autre chose que des dispositions de procédure, destinées à limiter la juridiction ecclésiastique. — Les Statuts de 1430 (p. 156) n'ont jamais été appliqués dans le Pays de Vaud. — C'est une erreur d'appliquer au XVème siècle des définitions, du reste fort sujettes à caution, de Quisard (p. 157); le vidomne est un vieux fonctionnaire épiscopal, aux compétences fort réduites, et qui avait survécu à côté des châtelains plus récents. — Est-ce vraiment en Lombardie que la ville d'Yverdon délégua trois de ses représentants aux funérailles d'Amédée IX (p. 162)? — P. 178, 1. 33, lire: Mauguettaz. Je crois que les gens d'Yverdon allaient en procession à Fiez-Pittet, hameau disparu, situé près des Tuileries de Grandson, et non à Fiez, qui est beaucoup plus loin. — La pièce de vers citée à p. 181 n'est pas un sonnet; le treizième vers a une syllabe de trop. — On ne trouve aucune trace des feux des brandons dans les documents du moyen-âge (p. 208); la tradition semble s'être établie beaucoup plus tard. — Dans le traité passé entre Charles II et 8 cantons ce prince s'engage à payer à chacun d'eux, en retour de leur appui militaire,

Nous ne saurions lui en vouloir. Qui n'en commet pas? Nous lui reprocherions plutôt sa fâcheuse propension aux affirmations hasardées; il affirme sans hésiter là où l'historien de métier avoue humblement son ignorance: «Vespasien ..., après une belle carrière administrative et militaire, était rentré à Aventicum auprès de son père, et y avait exercé d'importantes fonctions municipales» (t. I, p. 37); «les fonctionnaires d'Empire attachés aux provinces du Midi fuient la chaleur tropicale de leur résidence ordinaire en venant villégiaturer en été dans les villas somptueuses, étagées sur les rivages tempérés de nos lacs» (p. 39); «la haute société d'Aventicum et de Lousonna ... » (p. 44).

A la page 47, à propos de l'édit de Caracalla qui élevait au rang de citoyens romains tous les habitants de l'Empire, et qui est, comme on le sait, une mesure fiscale, on lit ceci: «Cette mesure démagogique ruinait les principes de différenciation hiérarchique qui avaient fait la force de l'ancienne Rome, et rabaissait le monde romain tout entier à une moyenne très médiocre ...» Au Vème siècle, après l'arrivée des Burgondes, plus heureux que nous, M. Paquier ssait que la «population latine» de notre pays vivait dans les villes qui avaient survécu sur les rives du Léman et «aux abords du lac d'Yverdon [3]», tandis que «le Gros-de-Vaud, le Jorat et le pied du Jura» étaient «abandonnés aux Burgondes ... cantonnés dans les campagnes» (p. 57); l'alliage de ces éléments «avec les Helvéto-Romains a déterminé définitivement la physionomie raciale de notre population ...» (p. 61), comme s'il n'y avait pas eu depuis un incessant brassage au sein de notre peuple!

M. Paquier sait, comme s'il y avait assisté, que «les conférences de 864 et 865 (entre les Carolingiens) n'ont certainement pas pu passer sous silence l'affaire du duc Hubert, qui mettait la Transjurane sens dessus dessous» (p. 77) et sur laquelle nous n'avons aucun renseignement précis. Il sait également qu'elles étaient les intentions de Rodolphe II, ce qu'il pensait et projetait (p. 87 ss.). Il sait que, lorsqu'il fut tué dans un combat en Silésie, l'évêque Bourcard d'Oltingen tenait «la lance de Saint Maurice à la main» (p. 118), que Landri de Durnes, un de ses successeurs, a été «injustement calomnié» (p. 128), que l'église de Moudon a été élevée «par la munificence de Pierre (de Savoie)» (p. 178), que, lorsque le futur comte Rouge, alors jeune garçon, passa à Moudon en 1370, «chacun fut tout de suite conquis par sa personalité sympathique» (t. II, p. 44). Rien de tout cela n'est impossible, mais aucun document ne vient l'attester.

Mais il y a une chose beaucoup plus grave et qui touche à la méthode même de l'historien: Nous considérons que l'histoire est une science des-

---

une pension de 200 fl. et non de 20 000 (p. 231). — La troupe qui combattit à Gingins le 10 oct. 1535 était composée essentiellement de gens du Seeland, et non de «Jurassiens» (p. 253). — L'armée bernoise ne «s'immobilisa» pas à Payerne, le 27 février 1536 (p. 260); elle y démobilisa, si l'on veut.

[3] C'est toujours comme cela que M. Paquier appelle le lac de Neuchâtel.

criptive; notre tâche est d'expliquer comment les événements se sont produits et se sont succédé; elle se borne à cela. M. Paquier fait de l'histoire afin de prononcer des jugements; tout ce qui s'est passé est l'objet de son appréciation: l'événement est heureux ou malheureux; les hommes, collectivement ou individuellement, sont l'objet constant de son approbation ou de son blâme. Comme le Souverain Juge au Dernier Jour, M. Paquier se prononce dans chaque cas et déclare: cela va bien, bon et fidèle serviteur ..., quand ce n'est pas: tu seras jeté dans la géhenne, où il y a des pleurs et des grincements de dents.

Pour juger ainsi, il faut une norme; pour pouvoir dire d'un événement qu'il fut heureux ou malheureux, il faut savoir pour qui il fut tel et pour quel motif; si l'on veut condamner la mémoire d'un homme ou des hommes, il faut le faire au nom de quelque principe supérieur. M. Paquier a la chance de savoir ce qui constitue le bonheur; il sait ce que les hommes auraient dû faire au cours des âges, pour que la félicité découlât de leurs actions.

Le bonheur, c'eût été que le Pays de Vaud, imprégné de la seule latinité, formât un petit état national, sous une dynastie autochthone, à l'abri des influences du dehors, surtout à l'abri des influences germaniques, qui sont le Mal dans toute son horreur, l'abomination qui cause la désolation, comme dit l'Ecriture.

Dès lors tout s'éclaire: de la conquête romaine on ne peut dire que du bien; elle nous a donné cinq siècles de paix (t. I, p. 33). Et pourtant, M. Paquier, qui est consciencieux, avoue qu'en 260 déjà — trois siècles après —, les Allamans commençaient à ravager le pays et qu'en 355 — quatre siècles après — Avenches était ruinée (p. 47 et 48). Rome nous a laissé «une notion claire de l'Etat souverain et de ses droits bien distincts des libertés personnelles et locales» (p. 50).

Arrivent les Burgondes; ce sont, hélas! des Germains, mais «particulièrement intelligents, doux et souples de caractère, sensibles plus que d'autres à l'excellence de la civilisation latine» (p. 54), ce pour quoi il leur sera beaucoup pardonné. Et puis, au cours des siècles, ils ont lutté contre les Allamans, «leurs éternels agresseurs» (p. 74); il faut leur tenir compte de cette attitude méritoire et le Maître leur donne un bon certificat.

«Il y a eu là pour nous un élément de formation de l'esprit national ...» (p. 63). L'esprit national, le grand mot est lâché. M. Paquier, qui est très intelligent et qui est honnête, sait mieux que personne que cet esprit national est quelque chose de très moderne, qu'il serait absurde d'aller chercher dans le passé; il le dit très franchement, puis il l'oublie et recommence à tout juger de ce point de vue-là: «Quand la nouvelle de la déposition de Charles-le-Gros parvint chez nous, dans les derniers jours de l'an 887, on vit se dessiner une sorte de mouvement national» (p. 81) et c'est ainsi que naquit le royaume de Bourgogne. Malheur à qui y touche; il n'en mène pas large: ainsi, le roi Hugues d'Italie, «personnage indigne

et sans scrupules», qui épouse la reine Berthe et, par une «mainmise éhontée sur le royaume bourguignon...» (p. 88/89), tente de s'assurer la direction des affaires.

Hélas, trois fois hélas! ces rois de Bourgogne inclinent vers le Saint Empire de nation germanique (p. 90); le royaume de Bourgogne se décompose; mais il y a à cela des circonstances atténuantes: il faut dire «à la décharge de Rodolphe III» que, avec les souverains de l'époque, il avait hérité «de l'organisation rudimentaire des tribus germaniques» (p. 93). Quant aux sseigneurs qui se rebellent contre lui, ils sont «poussés par un sursaut de sentiment national», puisque le roi a choisi pour successeur le souverain de la Germanie (p. 96).

De même, dans la lutte contre les Zähringen, l'évêque de Lausanne joue «un rôle quasi national» (p. 126); il est le «champion des libertés locales» (p. 119/20).

Enfin les années de bonheur surviennent: Pierre de Savoie est le «créateur de la Patrie de Vaud», de cette patrie de Vaud qui est une région «géographiquement bien caractérisée» (p. 137) et dessinée de toute éternité par la divine Providence; elle a ses limites naturelles dont la plus orientale est l'Eau-Froide, ce ruisseau qui coule aux portes de Villeneuve et que l'on peut sauter à pieds joints [4].

Pierre de Savoie, «le père de notre patrie» (p. 177), ne laissa qu'une fille; bien différente de son père, inconsciente et maladroite, elle accumula les «bévues» (p. 188): ne mit-elle pas son petit-fils sous la protection de Rodolphe de Habsbourg? ce qui est commettre le péché contre le St-Esprit, puisque Rodolphe de Habsbourg est un allemand.

En 1285, le Pays de Vaud fut constitué en apanage pour une branche cadette de la maison de Savoie et, de nouveau, il sembla qu'un «état national» allait se former. Non sans peine, il est vrai, car le sire de Vaud eut quelque difficulté à asseoir son autorité sur ses vassaux mal inspirés, qui firent une «conjuration» contre lui (p. 222). Louis de Vaud lui-même, par un calcul erroné (p. 225), se laissa entraîner, en 1298, à des pourparlers avec Albert d'Autriche.

Néanmoins, le jeune état se constitue; il se développe sous Louis II, qui fut un grand prince; mais son fils unique est tué à la battaille de Laupen; c'est «une irréparable catastrophe» (p. 254); il ne fut plus question d'un état national sous une dynastie nationale.

Au XVème siècle, les Suisses, «ennemis de la Patrie de Vaud» (t. II, p. 113) envahissent le pays; Grandson et Morat sont «le tombeau de nos libertés» (p. 120). Lausanne, qui a toujours eu une politique «à contre-sens des intérêts du reste du pays» (t. I, p. 126), qui n'a jamais su comprendre

---

[4] Le Pays de Vaud savoyard avait pour limite orientale la Veveyse; la région qui s'étend de la Veveyse à l'Eau-Froide et tout le district d'Aigle faisaient partie du Chablais, qui a eu pendant longtemps une tout autre histoire. M. Paquier le sait mieux que personne, mais l'oublie opportunément.

que «la cause des libertés lausannoises ... était solidaire de la cause de la Maison de Savoie» (t. I, p. 223), s'allie avec Berne et Fribourg. Evidemment, l'exemple de Genève montre tout l'intérêt que les bourgeois de cette cité auraient eu à se placer sous l'autorité du duc!

Avec 1536 commence une époque de «régression stérile» (t. II, p. 212), un «long sommeil» (p. 215), «les siècles de servitude» (p. 197).

L'histoire nous apprend que, lorsque, au lendemain de la paix du Cateau Cambrésis (1559), Emmanuel-Philibert retrouva ses états patrimoniaux, son premier soin fut de supprimer les Etats de Savoie, alors que, trente ans après, ceux-ci existaient encore dans le Pays de Vaud devenu bernois et que, à plus d'une reprise, les communes vaudoises furent consultées par le gouvernement bernois et purent se prononcer librement sur de graves questions politiques. On ne nous dit pas que cela soit jamais arrivé en Savoie.

Si, au XVIIIème siècle, on avait demandé à un observateur contemporain lequel, du Pays de Vaud bernois ou du pays savoyard, était celui où l'on jouissait de la liberté, quelle aurait été sa réponse? Elle a été donnée par Rousseau, à la fin du livre XI des *Confessions:* «En entrant sur le territoire de Berne (par Jougne), je fis arrêter; je descendis, je me prosternai, j'embrassai, je baisai la terre et m'écriai dans mon transport: Ciel! protecteur de la vertu, je te loue, je touche une terre de liberté ...»

Il ne faut pas juger du passé avec les préjugés du présent. C'est ce que fait M. Paquier au cours d'un ouvrage, qui ne manque pas de qualités, mais que ce défaut abime.

Lausanne. Charles Gilliard.

René W. Aeberhard, *Die schweizerische Eidgenossenschaft im Spiegel ausländischer Schriften von 1474 bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.* Zürcher Dissertation. 117 S. Ernst Lang, Zürich 2, 1941.

Die Absicht des Verfassers — im Vorwort ausgesprochen — geht auf die Nachzeichnung des Auslandbildes der Eidgenossenschaft. Er betrachtet also die Spiegelung um ihrer selbst willen und nicht wegen des Tatsachengehaltes. Das Urteil des Ausländers ist ihm wichtig, nicht die Information.

Dieses an sich originelle Vorhaben ist aber leider nicht verwirklicht worden, oder jedenfalls nicht so, daß sich der erwartete Gewinn für die Geschichtswissenschaft daraus ergäbe. Für eine Dissertation wäre die vom Thema geforderte Kraft- und Geduldleistung allerdings viel zu groß gewesen. Was vorliegt, ist das, was herauskommt, wenn man eine Menge Pausen — farbig, detailreich — über eine Grundfigur legt und hofft, daß dadurch ein reichgegliedertes Ganzes ins Auge falle. Gröbliche Täuschung! Das Bild wird vielmehr verschwommen, oder es zerfällt in die Details der obersten Pausen. Und gar erst, wenn sich die Grundfigur verwandelt! ... Der Hauptfehler liegt in der unhistorischen Behandlung des Zeitraums: Hans Waltheyms Schweizerreise von 1474 wird im gleichen Atemzug und auf gleicher Wertebene zitiert wie Montaigne, Commynes wie Coryate.

Der Verfasser nimmt den ganzen Zeitraum von 1474 bis Mitte des 17. Jahrhunderts als Einheit und redet gelegentlich von der « Mehrzahl unserer Quellen ». Solch disparatem Quellenmaterial gegenüber mutet dies an wie gewisse Statistiken oder wie die Grundsätze der « Sprochbiwegig ». Oder läßt sich etwa aus dem (S. 90) zusammengestellten Material über das Kostüm der Schweizer nach irgendwelcher Seite hin ein sicheres Urteil gewinnen?

Nahegelegen hätte immerhin der Versuch, wenn nicht die Zeiten, so doch die Nationalitäten (nur eine knappe Bemerkung S. 85) oder allenfalls die Temperamente von einander zu scheiden. Aber der Verfasser wirft alles zusammen (z. B. S. 43 Moryson und Padavino). Im besten Fall schaut eine Blütenlese von kuriosen Zufallstreffern oder Mißurteilen heraus. Von höchlichem Interesse ist das Urteil der Zimmerischen Chronik über Rottweils Anschluß an die Eidgenossenschaft: « sie sein letstlich in eine solche vermessenhait oder begird zu herschen gerathen, das sie sich unterstanden, auch ain ort in der Aidtgnosschaft zu werden ». Am fesselndsten wirken unstreitig stets die Urteile Padavinos.

Die Konfrontation mit der schweizerischen zeitgenössischen Literatur erfolgt nur summarisch etwa durch Hinweis auf Simlers De republica Helvetiorum. Zwar ist in der Einleitung an vier Typen (Commynes, Thomas Morus, Padavino und Fynes Moryson) die verschiedenartige Einstellung und Nähe zum Objekt geschildert worden. Aber nur beiläufig wird nachher hie und da die Frage des Wirklichkeitsgehalts des jeweiligen Urteils gestreift. Gewiß hat der Verfasser zu Beginn ausgeführt, daß er nicht die neuerliche Fixierung des Tatsachengehaltes erstrebe; aber ist denn eine Auswertung des ausländischen Urteils ohne Kenntnis des faktischen Substrates überhaupt möglich? Wir hören fast nichts von dem, was Aeberhard als historische Wahrheit betrachtet. Auch wird die schweizergeschichtliche Literatur zur Epoche nicht konsultiert. Aus Fellers Geschichte der Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert hätte unter anderem der Materialhinweis auf Bodin, der die Staatsnatur der Schweiz leugnet, geschöpft werden können. Auch wenn die Vollständigkeit bei der Quellenauswahl nicht beabsichtigt war, hätte sich ein Blick in die Savoyer Memoiren des Pierre Lambert de la Croix (1505—1539) gelohnt.

Im übrigen ist es der positivste Zug an der Arbeit, daß die Quellen reichlich zur Auswertung gelangen — darunter zwei bei uns wenig bekannte Engländer Coryate (1611) und Moryson (1617). Doch erwehrt man sich daneben des Gedankens nicht, daß die Durchackerung der Quellen, die Aeberhard geleistet hat, eines bessern Zieles und Erfolges würdig gewesen wäre.

Bern. Hans von Greyerz.

PAUL BURCKHARDT, *Geschichte der Stadt Basel von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart.* 408 S. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1942.

Diese Geschichte der Stadt Basel, die für die Gebildeten im weitesten Sinne des Wortes geschrieben ist, ist das hocherfreuliche Resultat einer

jahrelangen, intensiven Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Geschehen eines Gemeinwesens, das als Stadtpersönlichkeit eigenen Gepräges seine besondere Vergangenheit hat.

Die Zeit von den Anfängen Basels bis zur Reformation ist vor Burckhardt in vier stattlichen Bänden von Rudolf Wackernagel in meisterhafter, aber stark subjektiver Weise geschildert worden. Wackernagel war vor allem Kulturgeschichtsschreiber und besaß wie kein zweiter die Fähigkeit, ein leuchtendes Gemälde der alten Bischofsstadt Basel zu malen. Nach Wackernagel hat Andreas Heusler eine kurzgefaßte Geschichte der Stadt Basel geschrieben, die abbricht bei dem Zeitabschnitt, da eine für ihn nicht mehr genießbare Entwicklung einsetzt: beim Absterben der konservativen, humanistischen Polis und ihrem Aufgehen im neuen schweizerischen Bundesstaat. Wackernagel und Heusler konnten beide nicht über sich selbst hinausspringen und blieben gleichsam die Gefangenen ihrer Grundanschauungen. Darum schloß W. sein Buch, als ein « unduldsames Kirchenregiment » seiner Ansicht nach den « Geist der Freiheit » bodigte, und Heusler, der Sohn des von seinen politischen Gegnern bis zum « Vaterlandsverräter » gestempelten Oppositionsmann, bat, man möge ihm ersparen zu erzählen, was alles « ein brutaler Radikalismus » verbrochen habe. So war es besser, daß die Geschichte des neueren Basels einer weniger belasteten Persönlichkeit vorbehalten blieb, die als über den Parteien stehender und das Gebot der Entwicklung würdigender Historiker neben dem Schatten auch das Licht sehen konnte. Paul Burckhardt hat sich als dieser Geschichtsschreiber erwiesen: Hervorgegangen aus bestem Basler Blut und Boden, ist er seiner Aufgabe auch da gerecht geworden, wo ihm persönlich eine andere Entwicklung vielleicht lieber gewesen wäre. Sein über der Sache bezogener Standpunkt läßt ihn indessen auch da das Gute sehen, wo es sich schließlich von einem höheren Gesichtspunkte aus für die Allgemeinheit als solches entwickelt hat, auch wenn damit der Verzicht auf liebe, alte Anschauungen verbunden ist. So ist z. B. der Stoß, den das Aufkommen radikaler und sozialistischer Ideen dem bürgerlichen Staatswesen versetzte, in seiner Bedeutung für die Stadt richtig gewürdigt und hervorgehoben. Burckhardt untersucht aufs feinste die sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts abzeichnenden innenpolitischen Wandlungen, schildert und verfolgt die Anfänge und die Entwicklung der Arbeiterbewegung und widmet dem Sieg der freisinnigen Partei (1875), der endgültigen Niederlage der Konservativen und der Periode der freisinnig-demokratischen Vorherrschaft (bis 1905) mit Recht besondere Kapitel. Auch die folgenschweren, für das geistig-aristokratische Antlitz einer alten Universitätsstadt gar nicht immer erfreulichen, aber nun einmal vorhandenen und im Zusammenhang mit dem Weltgeschehen unvermeidbaren Einbrüche in das überlieferte Dasein durch die erste Kriegs- und Nachkriegszeit sind trefflich dargestellt.

Wir sehen die Vorzüge der Burckhardt'schen Darstellung in folgenden Gesichtspunkten:

Das Ganze ist eine wohldurchdachte und klar aufgebaute Zusammenfassung und Durchdringung des gewaltigen Stoffs. Die quellenmäßige Untermauerung ist überall spürbar und tritt oft mit frischer Ursprünglichkeit hervor. Der Verfasser steht den Ereignissen pietätvoll und einfühlend gegenüber und versteht es vorzüglich, die Wandlungen und Entwicklungen des Geschehens zu erfassen. Immer stellt er seinen Gegenstand in Beziehung zum größeren Ganzen, der schweizerischen Eidgenossenschaft, deren wohlwollende oder übelwollende Haltung zu Basel er sorgfältig registriert und zu erklären versucht. Seine innerlich freie Haltung ermöglicht ihm, sowohl die Fehler und das Versagen der regierenden Oberschicht als auch die oft überspannten Forderungen des Zeitgeistes mit einer gewissen väterlichen Nachsicht zu beurteilen. Trotz seiner großen Erzählerlust und seiner Freude am Einzelnen und Mannigfaltigen bleiben die großen Linien der Entwicklung und die Übersicht über das Ganze gut gewahrt. Die Darstellung fließt schlicht und anschaulich dahin.

Burckhardt läßt die Bedeutung der kraftvoll wirkenden Einzelpersönlichkeit im Ablauf der Ereignisse zu ihrem vollen Recht kommen. Ein Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein mit der « Portion Schlauheit » seines Wesens, oder die « unerfreuliche Gestalt » des Antistes Hieronymus Burckhardt (um 1720), ein « pompöser Rhetoriker im Barockstil, streng orthodox und dabei tafelfreudig », oder der gemütlose Peter Ochs, der « kein innerliches Verständnis für die geschichtlich gewordene Eigenart der schweizerischen Landschaften und Städte » hatte, dem aber die Landbevölkerung ein gutes Andenken bewahrte (S. 120), ebenso der erste « verbaselte » fremde Professor De Wette (S. 150) und der Agitator, Journalist und Schriftsteller der Dreißiger Wirren Kölner der Saure (S. 185), sie alle sind treffend und höchst anschaulich geschildert. Die Würdigung politischer Größen ist von einem seltenen Gerechtigkeitssinn getragen. Ein Wilhelm Klein z. B. wird als ein « sittlich ernster Mann » gewürdigt, der ein echtes und starkes Empfinden für die Nöte des arbeitenden Volkes besaß, während er konservativerseits — sehr einfach — zumeist als « waschechter Radikaler » charakterisiert und damit abgelehnt wird.

In gleicher Weise überlegen dargestellt und gut entwickelt sind das kulturelle und das geistige Leben, die Bedeutung der Universität und der Kirche, die Rolle von Kunst und Musik, Handel und Wirtschaft. Burckhardt erweist sich als ein vorzüglicher Kenner aller Einzelheiten, die er anschaulich und lebendig in seine Darstellung einzuweben versteht. Seine Erzählung ist oft geradezu amüsant und liest sich durchwegs leicht. Immer erstehen auch das Stadtbild, das Topographische und Bevölkerungsbewegungen vor unserem geistigen Auge. Wenn er vom Essen und Trinken der Bürger erzählt, von den Rebgütlein und den selbstgezogenen Weinen (S. 83), dann ist das ein Kleinstadtidyll, wie es bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus tatsächlich bestand, gemütvoll, lebendig und charakteristisch. Die Beherrschung des Stoffes bis in jede Einzelheit ist ein in die Augen springender Vorzug des Buches.

Gerade diese Tatsache hat nun aber den Verfasser übersehen lassen, daß dem uneingeweihten Leser mit Andeutungen oder versteckten Hinweisen nicht gedient ist, sondern daß das Kind, von dem die Rede ist, auch immer beim Namen genannt werden muß. Daß die Namen noch lebender Personen grundsätzlich nicht genannt sind, lassen wir auf sich beruhen. Aber es klafft doch eine bedauerliche Lücke, wenn der Verfasser z. B. schreibt: « Nicht berufen wurde Ludwig Uhland, der gerne als Professor der deutschen Literatur nach Basel gekommen wäre; ihm gegenüber siegte die Rücksicht auf eine bescheidene Lokalgröße » (S. 151). Oder: « Der erste Pfarrer der freisinnigen Richtung wurde zu St. Leonhard gewählt, nachdem sein orthodoxer Vorgänger aus Gewissengründen zurückgetreten war » (S. 296). Wer weiß nun sofort, daß es sich bei diesen Besprochenen um die Namen Sartorius, Altherr und Riggenbach handelt? Auch mit den Jahreszahlen geizt uns der Verfasser etwas zu stark. Während er z. B. den pietistischen Pfarrer Hieronymus d'Annone (1697—1770) mit dessen Lebensdaten anführt, suchen wir Geburts- und Todesjahr bei Isaak Iselin, dem ein ganzes Kapitel gewidmet ist, vergeblich (S. 92). Die zu schwache Berücksichtigung der Daten ist m. E. bedauerlich. Warum ist das Todesjahr von Scheik Ibrahim (1817) mitgeteilt, während über den Abbruch des berühmten Prediger-Totentanzes jede Zeitangabe fehlt? Für eine zweite durchzusehende Auflage dürften derartige Wünsche gewiß nicht überhört werden.

Aber diese Bemerkungen ändern nichts daran, daß Burckhardts Geschichte der Stadt Basel eine wissenschaftlich wie menschlich gleich wertvolle Leistung darstellt. Sie dürfte geeignet sein, sowohl im baslerischen als auch im eidgenössischen Lager klärend zu wirken und manches infolge einer säkularen Verzerrung entstandene Vorurteil zu beseitigen.

Basel. Paul Roth.

WALTER MEYRAT: *Die Unterstützung der Glaubensgenossen im Ausland durch die reformierten Orte im XVII. und XVIII. Jahrhundert.* 289 S. Verlag Herbert Lang & Cie., Bern 1941. Fr. 9.—.

In einer der Philosophischen Fakultät I in Bern vorgelegten Dissertation sucht der Verfasser ein zuverlässiges Bild vom Umfang und von der Eigenart der Unterstützung notleidender Glaubensgenossen im Ausland seitens der reformierten Orte im XVII. und XVIII. Jahrhundert zu entwerfen. Wir sind ihm für diese Bemühung dankbar, denn es war bis heute wohl manchesmal die Rede von diesen Dingen, doch fehlte es an einer zuverlässigen Untersuchung. Meyrat ist nun in die Lücke gesprungen und hat mit großem Fleiß und viel Umsicht das notwendige Material zusammengetragen. Es ist ihm dabei zugute gekommen, daß er im Staatsarchiv Bern die wichtigsten Quellen zur Hand hatte, die mit Ergänzungen aus den Basler und Zürcher Archiven sich ergiebig genug erwiesen, um eine tragfähige Grundlage abzugeben. Auch die vorhandene Literatur ist berücksichtigt und mitverwertet worden.

Getragen wurde die evangelische Liebestätigkeit an ausländische Glaubensgenossen vor allem von Bern, dem Zürich und Basel zur Seite standen, neben ihnen auch von Schaffhausen, Appenzell A.-R. und Evangelisch Glarus, sowie den zugewandten Städten St. Gallen, Mülhausen und Biel. Sehr bald schon hatte sich eine gewisse Ordnung in der Behandlung der Unterstützungsfälle herausgebildet, nach welcher sich Zürich als Vorort mit den anderen Orten in Verbindung setzte und nach einer bestimmten Skala die Lastenverteilung vornahm, wobei es vorkommen konnte, daß die kleineren Orte, vor allem etwa die zugewandten Städte, sich ihren Verpflichtungen zu entziehen suchten. Es war dies um so eher möglich, als die diesbezüglichen Tagsatzungsbeschlüsse keine bindende Kraft besaßen und sehr wohl umgangen werden konnten.

Dennoch sind außerordentlich hohe Beträge Jahr für Jahr ins Ausland geflossen, wo das Einsetzen der Gegenreformation und die Folgen des dreißigjährigen Krieges auf den reformierten Gemeinden lasteten. So haben die Aufwendungen von Bern für diese Zwecke zuweilen mehr als ein Prozent des bernischen Budgets ausgemacht, und wir können nicht umhin, mit Bewunderung die Hilfsbereitschaft anzuerkennen, die in den von Meyrat zusammengestellten Zahlen zum Ausdruck kommt, um so mehr, als es sich um eine völlig uneigennützige Einstellung zu den Notleidenden handelte im Gegensatz zu den manchesmal wohl berechneten Hilfsangeboten anderer Mächte.

Interessant auch ist die Herkunft der Gelder: in der Zeit des dreißigjährigen Krieges konnte es noch dazu kommen, daß allgemeine Kollekten zur Aufbringung der benötigten Summen durchgeführt wurden, dann aber sah man sich angesichts der Überbelastung der Bevölkerung durch die Unterstützung der im Lande befindlichen Refugianten bewogen, hierauf zu verzichten und die Staatskasse zu belasten. Daß das XVIII. Jahrhundert ein Nachlassen der Gebefreudigkeit mit sich brachte, ist nicht weiter verwunderlich; erstaunlicher ist, daß die Spenden sich trotz der tiefgreifenden Änderung der allgemeinen Mentalität auf einer respektablen Höhe hielten.

Die Empfänger der Unterstützungen sind vor allem in Deutschland zu suchen, aber auch nach Polen und Ungarn flossen reiche Gaben, auch die nordischen Länder, Rußland und Italien gingen nicht leer aus. Gesuche fanden den Weg selbst über das Meer, wenn auch in vereinzelten Fällen. Auch Studenten der Theologie aus ungarischen oder Waldensergemeinden wurden Unterstützungen ausgerichtet. Und wenn es not tat, wurde verarmten Gemeinden im Auslande durch eigene Pfarrer Hilfe geleistet, die den Kampf mit schwierigen Verhältnissen aufnahmen und durchstehen konnten, weil sie der Hilfe aus der Heimat gewiß waren.

In einem letzten Abschnitt wird geredet von Gevatterschaften, die dazu führen konnten, daß die Reformierten Orte Patenschaften deutscher Fürstenkinder übernahmen und dafür namhafte Beträge aussetzten.

Die vorliegende, sorgfältige Arbeit, der unter den heutigen Umständen

eine gewisse Aktualität nicht abzusprechen ist, hat in gewollter Beschränkung ein Stück schweizerische Kirchengeschichte ans Licht gezogen, auf wichtige Zusammenhänge hingewiesen, die allerdings um dieser Beschränkung willen nicht weiter verfolgt werden konnten, und mit großer Gründlichkeit die Lücke ausgefüllt, die etwa die Darstellung Mörikofers offen gelassen hatte. Der Verfasser hat damit unsren Dank verdient, und darum wollen wir ihm Kleinigkeiten nicht übel nehmen, wie wenn er etwa von den Bezeichnungen «reformiert», «lutherisch» und «evangelisch» einen etwas verwirrenden Gebrauch macht.

Neuallschwil. Julius Schweizer.

Otto Heinl, *Heereswesen und Volksbewaffnung in Vorderösterreich im Zeitalter Josefs II. und der Revolutionskriege.* Freiburg im Breisgau, E. Albert, 1941. 83 S.

Wie schwer es noch Ende des 18. Jahrhunderts im Deutschen Reich hielt, auch nur im kleinsten Rahmen Ansätze zu einer auf das ganz Volk sich stützenden gemeinsamen Landesverteidigung zu schaffen, zeigt — pars pro toto — die Geschichte der verschiedenen Wehrorganisationen, welche im deutschen Südwesten abwechselnd ins Leben gerufen wurden bei den Kriegen zwischen Frankreich und Österreich, die gerade hier, wo die beiden Mächte sich gebietlich berührten, zahlreich waren. Versuche, bereits in Friedenszeiten breitere Schichten zu wehrdienstlicher Ausbildung heranzuziehen, stießen auf harten Widerstand der Landstände, für welche sie gleichbedeutend waren mit weiterer Ausdehnung des sich ohnehin durchsetzenden Staatsabsolutismus, wie er seit Maria Theresia und unter Josef II. von Wien aus gepflegt wurde. Ganz besonders abgeneigt zeigte sich das Landvolk; solange der einzelne Bauer und sein allernächster, ihm persönlich bekannter Umkreis nicht unmittelbar bedroht war, blieb er ohne Verständnis für Bestrebungen, die auf seine Mitwirkung abzielten. Selbst noch in Zeiten großer Gefahr kämpfte man auf dem Lande gegen Dienstleistungen mit Argumenten, die in unserer Zeit einem Kompagniekommandanten aus der Mappe «Urlaub» nur zu vertraut sind. Wer im Dorfe eine Aushebung vornehmen mußte, setzte sich gelegentlich sogar Lebensgefahr aus! Die Regierung mußte Kompromisse schließen, nicht nur mit den Ständen, sondern auch mit dem einzelnen Manne. Es offenbart sich noch im 18. Jahrhundert im deutschen Südwesten eine Schwäche der Staatsgewalt, die auch den überraschen muß, der sich mit Denken und Fühlen jener Zeit vertraut glaubt. Der Wehrstand genoß keine Achtung. Tüchtige Leute gaben die Gemeinden ungern in das Pflichtregiment ab, umso lieber «Erzraufer», «Hurer», «Säufer» und Vagabunden. In den angrenzenden Reichsständen, die sich direkter Einwirkung Wiens noch mehr entziehen konnten als die vorderösterreichischen Erblande, war die Bereitschaft zum Kämpfen und sich hiezu ausbilden zu lassen, noch geringer. Sie verhielten sich bei Kriegen womöglich neutral oder hielten es sogar mit den Gegnern Österreichs. In ein freundschaft-

licheres Verhältnis zum Wehrgedanken gelangten Bürger und Bauern gewöhnlich erst beim Eintritt akuter Gefahr, die jedermann wahrnehmbar war.

Mit viel Verständnis für Psychologie und Vorstellungswelt von Handwerker und Bauer folgt der Verfasser der hier angezeigten trefflichen Arbeit den Wandlungen des Wehrwillens in diesen gebietlich so stark aufgesplitterten österreichischen Vorlanden, wo Gothein für das 18. Jahrhundert eine «latente Anarchie» feststellte. Anschmiegsam, ohne starre begriffliche Formulierungen, welche den oft schnell wechselnden, fließenden Ausprägungen des Wehrwillens nicht gerecht geworden wären, ohne weitgetriebene Systematik folgt Heinl diesen Gestaltungen, ihre Umrisse zuweilen nur andeutend, weil ohne Folgen geblieben. Weithin sichtbar wie später der Kampf der Tiroler sollte der Widerstand des vorderösterreichischen Volkes überhaupt nie werden: Die Vorlande als politisches Gebilde verschwanden, ehe eine Entwicklung so weit gedeihen konnte. Von der «levée en masse», welche das revolutionäre Frankreich im Herbst 1793 anwandte, empfing der Gedanke allgemeiner Volksbewaffnung im Breisgau zweifellos einen starken Impuls; Exzesse der Franzosen hielten dann weiter die Stimmung warm; nun meldeten sich aber höheren Ortes Bedenken über die politische Tragweite einer Bewaffnung des Volkes, das in einigen Gemeinden von sich aus begonnen hatte, das (stehende) Heer zu unterstützen. Nach erster aufflackernder Begeisterung griff aber unter der Volksmiliz die Befürchtung um sich, Objekt besonderer Vergeltung zu sein, falls die Franzosen siegen und das Land besetzen sollten. Hier wäre für Heinl wohl der Ort gewesen zu einem Hinweis auf die tragische Stellung dieses vorgeschobenen Postens Österreichs, auf den die Lasten eines Krieges mit Frankreich stets mit voller Wucht fielen, während das innere Österreich viel weniger zu leiden hatte. In Wien selbst besaßen die Vorlande keinen oder nur geringen Einfluß, wenn dort über Krieg oder Frieden entschieden wurde. Von Nachbarn blieben die Schweizer immer, die Badenser zuweilen neutral. Die Voraussetzungen zur Bildung eines besonderen kriegerischen Geistes unter der Bevölkerung der Vorlande lagen schon aus diesem Grunde nicht günstig, auch wenn man absieht von den anderen, in der Arbeit verständnisvoll erörterten Ursachen. Die Vorderösterreicher bewiesen dem angestammten Herrscherhaus große Anhänglichkeit; aber es konnte ihnen nicht entgehen, wie ungünstig sie militärpolitisch gestellt waren. Diese kritische Anmerkung zur vorliegenden guten Abhandlung sei nicht unterlassen.

Ihr Verfasser hat nicht versäumt, bereits erschienene Arbeiten über gleiches oder ähnliches Thema heranzuziehen; seine Ausführungen fußen auch auf Quellen aus den Archiven von Karlsruhe und Wien. Mit dieser Studie ist ein neuer tüchtiger Faden ins bunte Gewebe der blühenden badischen Geschichtschreibung gezogen. Für Schweizer erlaubt die Arbeit lehrreiche Vergleiche mit der Entwicklung des eidgenössischen Wehrgedankens im 18. Jahrhundert. Wir bemerken auf weite Strecken ähnliche Erscheinungen, wie sich denn auch die Buntscheckigkeit und Gebrochenheit

staatlicher Verhältnisse des deutschen Südwestens in Abschattierungen in die Eidgenossenschaft hinein fortsetzen. Ferner läßt uns diese Publikation tiefere Einblicke tun in die militärischen Verhältnisse von Basels weitläufiger österreichischer Nachbarschaft im Zeitalter der Kabinettspolitik. In dieser Epoche gehörte die Behauptung der Neutralität der Rheinstadt zu den großen politischen und militärischen Sorgen der Eidgenossenschaft. Und schließlich nehmen wir auch gerne Kenntnis von einem bedeutenderen Beitrag zur Geschichte der aargauischen Jurabezirke Laufenburg und Rheinfelden, die damals noch österreichisch waren. In diesem heute schweizerischen Teil der ehemaligen Vorlande waren die Männer, zusammen mit denen von Hauenstein bei Laufenburg, unter den Breisgauern die aktivsten und militärisch die tüchtigsten (S. 52, 53). Eine Art Landmiliz, die «Landfahnen», hatten sich hier von alten Zeiten her erhalten, und es scheint, daß in diesen Juratälern zwischen Aare und Rhein die altgermanische Vorstellung allgemeiner Wehrpflicht nie gänzlich erstorben ist.

Rheinfelden. Paul Stalder.

WERNLE, PAUL, *Der schweizerische Protestantismus in der Zeit der Helvetik, 1798—1803.* Zweiter Teil: *Der Abstieg der Revolution in der Eidgenossenschaft.* Zürich: Max Niehans Verlag 1942 (436 S.).

Der vorliegende Band umfaßt die Jahre 1800—1803 bis zur Mediationsakte und deren Aufnahme in der Schweiz. Wie in den früheren Bänden kommen auch hier vor allem die Quellen zum Wort. Es war ja die besondere Gabe Wernles, mit sicherem Blick aus dem fast unübersehbaren Material das Wichtigste herauszugreifen und die großen Linien herauszustellen. So steht die Häufung der Einzelheiten ganz im Dienst des Gesamtbildes, das durch sie nicht gestört, sondern verlebendigt wird. Es ist weithin das Verdienst der Herausgeber und Bearbeiter des vorliegenden Manuskriptes, — wir denken vor allem an die sorgfältige und zeitraubende Arbeit Alfred Knittels, der sich um die Kürzung und endgültige Formung des Textes verdient gemacht hat, — daß dies auch im abschließenden Bande zum Ausdruck kommt. So treten uns die Persönlichkeiten Stapfers und Iths, J. J. Hess' und F. C. Laharpes, Lavaters und Pestalozzis und nicht zu vergessen die überragende Gestalt des ersten Konsuls in erstaunlicher Wirklichkeitsnähe entgegen. Die Probleme aber, um die der Kampf geht, und die Diskussion, die sie auslösen, wirken so aktuell, daß das eingehende Studium des vorliegenden Bandes zur Klärung heute umstrittener Fragen der Kirchenpolitik, ja auch der profanen eidgenössischen Politik wesentlich beitragen dürfte.

Zu Dank verpflichtet sind wir auch den Bearbeitern der dem Bande beigegebenen Register. Das Orts- und Personenregister sind das Werk R. Debrunners und erweisen sich neben einigen Druckfehlern als zuverlässig. Das Sachregister hat uns nicht ganz befriedigt, doch ist es immer schwer, sich über Art und Umfang eines solchen zu einigen. Immerhin hätte ein näheres Eintreten auf Einzelheiten zur größeren Brauchbarkeit beigetragen.

Neuallschwil. Julius Schweizer.

FRIEDRICH PIETH, *Graubünden als Kriegsschauplatz 1799—1800.* Chur 1940. 8⁰. 142 S. u. 3 Kunstdruckbeilagen.

Der Verfasser, der bereits eine 1935 in zweiter Auflage erschienene Darstellung der Feldzüge des Herzogs Rohan im Veltlin und Graubünden verfaßt hat, schildert in der vorliegenden Untersuchung den Kampf der französischen und der österreichischen Truppen um den Besitz Graubündens und des Veltlins während des zweiten Koalitionskrieges. Wie zur Zeit des 30jährigen Krieges war auch jetzt wieder Graubünden als Bindeglied zwischen den Kriegschauplätzen in Süddeutschland und Oberitalien von großer Wichtigkeit. Sehr zutreffend schildert daher der Verfasser die Vorgänge in Bünden als Teil der größern Operationen auf beiden Seiten des Alpenwalls. Für seine Darstellung konnte er sich auf das reiche Aktenmaterial im Wiener Kriegsarchiv stützen, das nun z. T. in Abschrift in der Kantonsbibliothek Chur liegt, sowie auf zeitgenössische Kartenskizzen. Sein Material hat der Verfasser zu einer klaren und anschaulichen Darstellung verarbeitet. Die Schilderung dieses Gebirgskriegs, der z. T. zu Operationen während des Winters über tief verschneite Alpenpässe führte und an die Ausdauer der Truppen oft fast übermenschliche Anforderungen stellte, hat mehr als nur historischen Wert, denn sie enthält Lehren, die heute noch beherzigenswert sind.

Kurz behandelt wird auch die Einwirkung der immer wieder wechselnden kriegerischen Konstellation auf die politische Haltung der Bündner. Zwei sich heftig befehdende Parteien, eine französisch gesinnte, die für den Anschluß Bündens an die Helvetische Republik eintrat, und eine österreichfreundliche, die zu Beginn der Operationen die Österreicher direkt zur Besetzung der bündnerischen Täler aufgefordert hatte, wechselten in der Bestimmung über die bündnerische Politik mit einander ab, je nachdem die eine oder die andere der beiden kriegführenden Mächte in dem wechselvollen Ringen die Oberhand gewann.

In einem Schlußkapitel werden die wirtschaftlichen Folgen des Kriegs fremder Heere auf bündnerischem Boden kurz geschildert. Sie bestanden in einer gründlichen Ausplünderung und Verarmung vor allem der Täler, die als Schauplatz der Kämpfe und als Durchzugsgebiet dienten. Besonders hart mitgenommen wurden das Unterengadin und Münstertal, sowie das Gebiet am Splügenpaß.

Zollikon. Hans Nabholz.

EDOUARD CHAPUISAT, *Le général Dufour, 1787—1875.* Lausanne, Librairie Payot, 1942, in-8⁰, 252 pages avec 8 planches hors-texte.

L'ouvrage de M. Chapuisat, qui a paru en 1935 déjà, connaît maintenant une nouvelle édition. C'est assez dire l'accueil que lui a réservé le public.

Rien n'est moins facile à écrire qu'une bonne biographie. Le plan en est peut-être tout tracé: suivre d'un bout à l'autre l'existence de son héros.

Mais cette existence, si elle mérite qu'on s'y attache, sera certainement remplie, diverse, et souvent longue; il faudra à l'auteur, pour réussir à faire revivre pleinement son personnage, pour montrer exactement le rôle qu'il a joué, l'action qu'il a pu avoir, une connaissance parfaite du temps où il a vécu.

On n'est guère en droit d'exiger d'un ouvrage de quelque deux cent cinquante pages un tableau fidèle et complet des événements qui agitèrent près d'un siècle d'histoire; on ne saurait l'être en tout cas lorsqu'il s'agit des années qui mènent de la Révolution française au dernier quart du XIXe siècle. On ne peut que le regretter et aller consulter de temps à autre les gros volumes où sont les détails qu'on éprouve le besoin d'avoir présents à l'esprit pour suivre avec profit le guide qui nous entraîne un peu rapidement.

Si M. Chapuisat ne nous présente pas, vivant de nouveau pour nous, tout le passé de la Suisse ou de la France auquel le général Dufour fut si intimement mêlé, si, parce que Dufour n'y a pas participé lui-même, il passe parfois trop rapidement sur certains faits, qui pourtant ne forment qu'un avec ceux qui les ont précédés ou suivis, et si, par là, il n'arrive pas toujours à situer aussi exactement qu'il le faudrait l'action personnelle du général, son étude n'en mérite pas moins cependant le succès qu'elle a remporté. Il nous offre le récit détaillé, intéressant, émouvant même parfois, de la vie de celui qui fut pour la Suisse entière une sorte de héros national.

C'est tout d'abord l'enfant dont les débuts à l'école sont assez difficiles et qui n'entre pas sans peine à l'Ecole polytechnique. C'est le jeune officier français qu'on envoie à Corfou dresser des plans et qui profite si bien des leçons qu'on lui donne que, lorsqu'il entreprendra, en 1833, la carte de la Suisse qui porte son nom, il en fera pour un temps la meilleure au monde. Demi-solde, démissionnaire en 1817, c'est le citoyen genevois, le professeur de mathématiques, l'ingénieur cantonal dont les travaux vont transformer l'aspect de Genève.

Fondateur, organisateur et directeur de l'Ecole d'officiers de Thoune, dont il veut faire à la fois un foyer d'instruction militaire et de culture nationale, c'est le maître et l'ami du citoyen thurgovien Louis-Napoléon Bonaparte, sur qui il reporte l'admiration et l'attachement qu'il a éprouvés pour Napoléon 1er. Colonel fédéral, chef d'Etat-major, c'est enfin, au moment où «la pauvre Suisse est sens dessus dessous», le général en chef plein de modération et d'humanité, supérieur aux passions de la guerre civile et qui place le rôle de pacificateur bien plus haut que celui de vainqueur. De nouveau commandant en chef de l'armée fédérale en 1849, en 1856 et en 1859, c'est toujours, — il le sera encore en 1870, comme il l'était déjà en 1830, — le défenseur de la neutralité et de l'indépendance de la Suisse. Il ne fait aucun doute pour lui que la Suisse a «la *volonté* et la *possibilité* de défendre, en toute circonstance, et contre qui que ce soit, cette neutralité qui ne serait qu'un vain mot, si elle n'était assurée que par les traités».

Après nous avoir fait connaître ainsi l'étudiant et l'officier français, le magistrat et l'urbaniste genevois, l'ami de Napoléon III, le général et le diplomate de la Confédération, M. Chapuisat nous présente enfin un dernier Guillaume-Henri Dufour: le président de la Conférence de Genève. Vénéré dans toute la Suisse, connu et respecté partout à l'étranger, Dufour était à sa place, en 1864, à la tête du premier congrès international de la Croix-Rouge.

Au terme de cette vie de l'un des plus grands serviteurs de la Suisse, on ne peut que souscrire à la conclusion de son biographe: «Ce qui domine toute sa carrière, toute sa vie, c'est un dévouement total à son pays, c'est aussi un travail obstiné afin d'assurer dans le monde le triomphe des valeurs spirituelles».

Lausanne. Jean-Charles Biaudet.

Otto Weiss, *General Dufour als Heerführer*. Ein Beitrag zur Schweizergeschichte des 19. Jahrhunderts. Erschienen in «Gestalten und Gewalten der Schweizergeschichte» bei A. Francke A.G. Bern 1939.

Die vorliegende Schrift entstand aus den Vorarbeiten, die der Verfasser als Leiter einer von verschiedenen Offiziersgesellschaften auf die Gefechtsfelder von Gisikon und Meierskappel 1935 unternommenen Exkursion zu leisten hatte. Insbesondere soll die Heerführung Dufours Gegenstand der Untersuchung sein. Weiss will in seiner Arbeit, die als Habilitationsschrift die Zustimmung der Allgemeinen und Freifächerabteilung der Eidgenössisch-Technischen Hochschule fand, nicht speziell der Militärwisssenschaft, sondern einfach der schweizergeschichtlichen Forschung dienen. Das Originalmanuskript wurde bei der Zentralbibliothek in Zürich deponiert. Der Verlag wünschte eine weitgehende Vereinfachung des wissenschaftlichen Belegapparates, was wohl zur Folge hatte, daß die publizierte Arbeit eine Nachprüfung der Quellen- und Literaturnachweise im Text leider nicht gestattet. Bei einer Schrift vom Charakter der vorliegenden ist das vor allem deshalb bedauerlich, weil sie wiederholt operative Befehle, Lagebeurteilungen u. ä. m. teilweise zitiert, d. h. Stücke, über deren genaue Herkunft und exakte Abfassungszeit insbesondere der militärisch interessierte Leser gerne sogleich Gewißheit hätte. Dieser Mangel wird aber durch die erwähnte Deponierung des Originalmanuskriptes und die am Schlusse gegebenen Anmerkungen behoben.

Die benützten handschriftlichen und gedruckten Quellen sind in einem besonderen sehr umfangreichen Quellennachweis erwähnt. Von Fußnoten im Text wurde — offenbar aus den erwähnten Gründen — abgesehen. Als wahre Fundgrube müssen, speziell für das militärische Denken des Generals, die in Privatbesitz befindlichen Archives Dufour in Genf bezeichnet werden. Weiss hat denn auch die zahlreichen Arbeiten Dufours über die allerverschiedensten Fragen des schweizerischen Militärwesens, z. B. über die Verteidigung unseres Landes oder einzelner seiner Teile, über die Tätigkeit

an der Thuner Militärschule, über Kaderausbildung, Militärtopographie und Landesbefestigung in weitestgehender Weise benützt und in seinen Ausführungen wiederholt gezeigt, daß Dufour nicht nur militärischer Theoretiker war, sondern als Führer den von ihm vertretenen Lehren nachlebte. Zu den benützten ungedruckten Quellen gehören ferner mehrere auf dem Eidg. Bundesarchiv befindliche Arbeiten des Generals, so etwa das 1844 verfaßte Memorandum über die Befestigung der Talsperre von Bellinzona und ein Bericht der Direktion der Eidg. Militärschule über die durchgeführten Lehrkurse. Daß Dufour bereits 1830 ein Gutachten verfaßte über den Gebrauch von Dampfmaschinen bei der Verteidigung von festen Plätzen, zeigt, wie sehr er sich des Einflusses der Technik auf die Kriegsführung bewußt war und das in einer Zeit, zu der in der Schweiz wohl überhaupt noch keine Dampfmaschinen in Betrieb waren. Auf dem Eidg. Bundesarchiv liegen ferner die vom Verfasser benützten Sonderbundskriegsakten, so die beiden von Weiss im Text teilweise zitierten Briefe des Oberbefehlshabers an den Schultheißen des Vorortes, dann die Armeebulletins, diverse Marsch- und Angriffsbefehle, die Operationsberichte der Divisionskommandanten und ferner die Korrespondenz des Generals und des Generalstabschefs mit dem Kommandanten der 6. Division.

Ihrem Titel entsprechend will die Weiss'sche Arbeit den General Dufour als Heerführer darstellen. Der Verfasser berücksichtigt aber auch in vollem Maße die operativen Maßnahmen auf der Sonderbundsseite, deren Überlegungen und Führerentschlüsse die Arbeit trefflich zu verfolgen erlaubt. Hiezu haben dem Verfasser die Akten Sonderbund und Elgger auf dem Staatsarchiv in Luzern, das Staatsarchiv zu Schwyz, die Privatarchive Salis-Soglio in Chur, Abyberg in Schwyz, von Schumacher in Luzern und de Courten in Sitten wertvollstes und auch erschöpfend verwertetes Material geliefert. Die Tatsache, daß von den verwendeten gedruckten Quellen außer Dufour und mehreren seiner Mitkämpfer auch Männer der Gegenseite wie Elgger und de Maillardoz, dann aber auch Bernhard Meyer und C. Siegwart-Müller zu Worte kommen, ergibt eine Aktenlage, die für eine Arbeit in der Art der vorliegenden als besonders glücklich bezeichnet werden muß. Neuere Bearbeitungen und allgemeine Darstellungen, von Senn-Barbieux und Ed. Sayous bis zu der trefflichen Schrift Edouard Chapuisats vervollständigten schon vor Erscheinen der Weiss'schen Arbeit in schönster Weise unser Dufourbild. Wenn Weiss in seiner kritischen Beleuchtung der Dufour'schen Aufmarschpläne und Operationen auch Reflexionen Napoleons und des Erzherzogs Karl, ferner Ansichten von Clausewitz und Jomini vergleichsweise heranzieht, so verleiht gerade das seiner Arbeit jenen Reiz, der sie nicht nur dem Freunde unserer Kriegs- und Militärgeschichte, sondern auch dem Soldaten so wertvoll erscheinen läßt.

Im ersten Hauptabschnitt «Dufour und die werdende Schweizerarmee» wird der große Genfer zuerst kurz als Hauptmann, als Mathematiker, Ingegenieur und Politiker geschildert, und im Rahmen des Dienstes in der

schweizerischen Landesverteidigung werden seine Arbeit an der Thuner Militärschule und seine Bedeutung als Militärtheoretiker gewürdigt. Sein «Cours de Tactique» hätte ganz allgemein etwas größere Berücksichtigung verdient, obschon Weiss vorwiegend den Strategen Dufour erfassen will. Ganz abgesehen davon, daß das erwähnte Dufour'sche Lehrbuch auch dem modernen Soldaten, speziell über den Gebirgskrieg noch viel sagen kann, enthält es ja auch Ausführungen, die sehr gut zeigen, wie der General Dufour das militärische Führertum überhaupt auffaßte. Der Schluß des ersten Hauptabschnittes ist im Rahmen dieser knappen Biographie dem Generalstabschef von 1831 und dem Oberbefehlshaber der eidgenössischen Armee gewidmet. Mit vollem Recht wird hier Dufours Kampf für die Schaffung kriegsgenügender Kader und für gehörige generalstabliche Schulung unterstrichen. Wenn man noch das von Weiss ebenfalls erwähnte fortifikatorische und militärtopographische Wirken Dufours und die Schaffung einer ersten ständigen Ordre de bataille berücksichtigt, dann kann man dem Epilog, den der Verfasser am Schlusse dieses Hauptabschnittes schreibt, gewiß nur zustimmen, nämlich, es sei «die militärische Laufbahn General Dufours identisch mit dem ersten Halbjahrhundert der eidgenössischen Armee.»

Der zweite und umfangreichste Hauptabschnitt bringt Dufours Wirken im Sonderbundskriege zur Darstellung. Hier verdient in den eingangs geschilderten politischen Grundlagen vor allem das Kapitel über das Verhältnis von ziviler und militärischer Gewalt bei den kriegführenden Parteien lobende Erwähnung. Die Weiss'schen Ausführungen werfen eine neues Licht auf das erwähnte Verhältnis und zeigen einerseits die schwierige Situation des sonderbündischen Oberbefehlshabers und anderseits die geradezu groteske Geschäftsführung des ihm zur Seite gesetzten Kriegsrates. Weiss verstand es, die beiden Armeeleitungen trefflich zu charakterisieren. Seiner Bewertung der sich gegenüberstehenden Streitkräfte vermag ich nicht durchwegs zuzustimmen. Waren die sonderbündischen Truppen an kriegerischer Härte und an entschlossenem Kampfwillen überlegen, nach Maßgabe der Truppenstärke und des durchschnittlichen Ausbildungszustandes jedoch in hoffnungsloser Unterlegenheit, dann zeigt das zwar, daß dieser Krieg wohl vor allem durch Dufours operatives Geschick gewonnen wurde. Man darf aber wohl angesichts der kurzen Instruktionsdienste auch die soldatische Ausbildung der eidgenössischen Armee nicht zu hoch einschätzen. Wie es da mitunter mit der Disziplin beschaffen war, zeigen ja z. B. die von E. Rothpletz aufgeschriebenen Erinnerungen. Willkommen sind uns die Weiss'schen Angaben über die Stärke der auf beiden Seiten stehenden Heere. Die beigegebenen Ordre de bataille-Tabellen erlauben dem Leser, sich ein Bild zu machen von der Stärke der eingesetzten Divisionen, und auch Angaben über nicht den Divisionen beigegebene Spezialwaffen und über die Stärke der Artillerien fehlen nicht. Wie es die kriegsgeschichtliche Darstellung erheischt, werden hierauf Feldzugsplan und Aufmarsch der eidgenössischen Armee und dann die entsprechenden Maßnahmen des Son-

derbundes auf knappem Raume auseinandergesetzt. Die zahlreichen, außerordentlich klar und übersichtlich gezeichneten Lagekarten sind eine hochwillkommene Ergänzung. Weiss zeigt, wie der Sonderbund dem eidgenössischen Oberbefehlshaber seine Maßnahmen durch die Verteidigung der Kantonshauptstädte Luzern und Freiburg erleichterte. Seine Schlüsse lassen überhaupt mehrfach erkennen, wie sehr die Niederlage des Sonderbundes eben begründet war in der viel zu starken Rücksichtnahme auf die einzelnen Orte. Salis-Soglio handelte «wie ein Heerführer, der absolut an die politische Gewalt gebunden war». Dies des Verfassers in dem aufschlußreichen Kapitel «Diskussion um den Feldzugsplan» geäußerte Ansicht. Als Erklärung der auch durch Elgger sehr verurteilten rein passiven Verteidigung der sonderbündischen Heeresleitung sagt Weiss unter Berufung auf Segesser mit Recht, man hätte dem einfachen Volke militärische Gründe für eine Offensive niemals begreiflich machen können. Was den Kriegsverlauf anbetrifft, kommen zuerst die Unterwerfung Freiburgs und dann — nach Berücksichtigung der Vormarschbefehle — die Sicherung des Zentrums und des linken Flügels der eidgenössischen Armee zur Darstellung. Weiss versteht es, die strategische Disposition Dufours — offensiv auf dem rechten Flügel und vorläufige Defensive links — durch gelegentliche geschickte Zitierungen aus Befehlen des Generals überzeugend zu interpretieren. Das passive Verhalten der sonderbündischen Führer wird dabei nicht etwa einseitig betont, denn der Verfasser unterläßt es nicht, auf deren Vorstöße ins Freiamt und in den oberen Tessin hinzuweisen. Dem Eindruck des Verfassers, sowohl der sonderbündische Oberbefehlshaber als auch dessen Stabschef hätten sich völlig «in der Rolle der Abschnittskommandanten vergessen», kann man nach seinen kritischen Erörterungen nur beipflichten. Bevor sich die Arbeit der Übergabe Luzerns und somit dem Ende des Sonderbundes zuwendet, setzt sie sich noch mit den Erfolgsaussichten des Planes Elgger auseinander, was der Schrift einen besonderen Reiz verleiht. Mit höchster Spannung verfolgt man die kluge Abrechnung mit Elggers Plan, die unter Berücksichtigung aller erheblichen Belange erfolgt und sich wie ein schön angelegtes Kriegsspiel genießen läßt. Dem Zusammenbruch des Sonderbundes läßt der Verfasser erfreulicherweise noch die Darstellung der gegen das Wallis ergriffenen Maßnahmen folgen, die mit den zu Bex am 29. November zwischen Oberst Rilliet und zwei Walliser Bevollmächtigten getroffenen Vereinbarungen ein Ende fanden. Den Schluß des 2. Hauptabschnittes bildet ein Wort über die militärische und politische Bedeutung von Dufours Führung im Sonderbundskriege. Mit seiner strategischen Berechnung, durch soldatische Haltung und hohes menschliches Ethos vermochte der General den Bürgerkriegscharakter des Sonderbundskrieges auf ein Mindestmaß zu reduzieren und so seine glückliche Auswirkung sicherzustellen. «Das Schwert General Dufours», so schließt Weiss den Abschnitt, «heilte Schäden, welche die Politik verursachte. Nie konnte dem Wort von Clausewitz, der Krieg sei eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln, ein schönerer Sinn verliehen werden.»

Im dritten Hauptabschnitt führt uns Weiss Dufours strategisches Wirken in den verschiedenen, von ihm geleiteten Grenzbesetzungen vor Augen. Das Truppenaufgebot von 1849 brauchte nur kurz gestreift zu werden. Obwohl das vorhandene Quellenmaterial kein lückenloses Bild zu geben erlaubt, kann der Verfasser doch zeigen, was für Vorstellungen der General von der strategischen Verteidigung gegen einen von Norden her eindringenden Feind unter den damals vorwaltenden Verhältnissen hatte. Viel intensiver und auch mehr ins Detail gehend vermag er sich mit den im Falle Nord sich ergebenden strategischen Problemen zu befassen bei der ausführlicheren und hochinteressanten Behandlung der anläßlich des Neuenburgerhandels getroffenen Vorkehrungen. Auch da erleichtern dem Leser treffliche Karten das Mitgehen. Daß auch die preußischen Pläne, von denen allerdings nicht bekannt ist, welcher von ihnen in Anwendung kommen sollte, in der Weiss'schen Arbeit Würdigung finden, verleiht der Darstellung auch hier besonderes Relief. Die Erörterungen des Verfassers haben angesichts der mit Bezug auf die preußischen Pläne obwaltenden Unsicherheit allerdings mehr den Charakter rein militärisch-akademischer Diskussion. Das Kapitel schließt mit der Skizzierung der 1859 getroffenen Grenzschutzmaßnahmen. Überzeugend stellt der Verfasser fest, wenn Dufour, die erste Designation von 1841 inbegriffen, fünfmal zur Führung unserer Armee ausersehen gewesen sei, dann verpflichte uns das zur Ausgestaltung seines Bildes als Heerführer und auch zum Studium seiner Ansichten über strategische Landesverteidigung. Eben dieser Verpflichtung ist Weiss mit seiner Arbeit nachgekommen.

Ein vierter und ein fünfter Hauptabschnitt behandeln die praktische Strategie und die strategischen Lehren des Generals und ferner Dufour als soldatische Führerpersönlichkeit. Diese Ausführungen sind ein gewichtiger Beitrag zur neueren Geschichte schweizerischer Landesverteidigung und Landesbefestigung. Sie mögen wegen der neuesten Entwicklung unseres Eisenbahnnetzes und angesichts der jüngsten Wandlungen in der Kriegstechnik an Aktualität etwas eingebüßt haben. Dem geschichtlich interessierten Soldaten bieten sie aber sehr viel, insbesondere hinsichtlich der Verteidigung in der Hochebene. Was Weiss schreibt über die Auffassung Dufours vom militärischen Vorgesetzten, ist nur geeignet, das, was wir schon vor Erscheinen dieser Arbeit von diesem «von Haus aus offenen und loyalen Charakter» wußten, erneut zu unterstreichen.

Entsprechend ihrem Titel «General Dufour als Heerführer» kommen in der Weiss'schen Arbeit vor allem militärische Dinge zur Sprache. Sie zeigt uns aber nicht nur den Soldaten Dufour, sondern insbesondere auch seinen so ungemein sympathischen Charakter. Man hat im Welschland Dufour der doch Berufsmilitär und Oberbefehlshaber war, etwa als pacificateur bezeichnet. Er hat seine edle Devise «Honneur et Franchise» nicht nur gehabt, sondern in beispielhafter Weise gelebt. Er ist in unserer Landesgeschichte eine ganz eigenartige, ja eine einmalige Erscheinung, was uns veranlaßt,

die ihm von Otto Weiss gewidmete Schrift freudig zu begrüßen und ihr weiteste Verbreitung zu wünschen.

Küsnacht bei Zürich. Franz Schoch.

WERNER NÄF, *Geschichtliche Betrachtungen zum Verständnis der Gegenwart.* Aarau 1941, Verlag H. R. Sauerländer.

Die sechs Radio-Vorträge zerfallen in zwei Gruppen: die ersten drei behandeln historische Themen, nämlich das Erbe des 19. Jahrhunderts, die Friedensschlüsse von 1919/20 und die Zeit von 1919 bis 1939. Es sind Darstellungen der weltbewegenden politischen Kräfte und Geschehnisse, von einem hohen Standpunkt aus gesehen und aus leidenschaftsloser geschichtlicher Erfahrung heraus beurteilt, — «um zu erkennen, wo wir heute stehen». Die folgenden drei Vorträge behandeln Grundfragen der Politik, um den Standort festzulegen, auf dem wir als Schweizer auch in Zukunft sicher stehen können. Unter den «Staatstypen der Gegenwart» werden Begriff und Wesen der Demokratie und des demokratischen Staates dem herrschaftlichen Staat oder autoritären Volksstaat gegenübergestellt, und als eine unvergängliche Ausdrucksform politischen Daseins überhaupt, und damit als Wert und Aufgabe für alle Zukunft bestimmt. Sodann werden die Grundkräfte der Europapolitik und der Weltpolitik vor Kriegsausbruch charakterisiert, um daraus mit überraschend sicheren und klaren Strichen die möglichen oder wahrscheinlichen Tendenzen vorausschauend zu umgrenzen. «Wie steht die Schweiz in Europa?», ist die Frage, welche der letzte der Vorträge zu beantworten sucht. Kann sie noch bestehen, als Schweiz, wie sie geworden ist, und wie sie sich bis zum heutigen Tage fühlt, angesichts ihrer Kleinheit und ihrem gewollten Abseitsstehen gegenüber den gegenwärtigen Macht- und Ideenkämpfen der Gegenwart? «Die Schweiz ist nach Raum und Volkszahl klein; aber sie ist nach Anlage und Bestimmung europäisch weit», so lautet die Antwort. «Ich weiß aus der europäischen Geschichte der letzten Jahrhunderte keinen Fall, daß ein innerlich gesunder, von seinem Volk getragener Staat Leben und Freiheit verloren hätte, nur weil er klein war.» Die Bedeutung der Schweiz liegt in ihrem eigengesetzlichen Staatsgedanken, in ihrem Anderssein gegenüber der umgebenden Staatenwelt. Als vom 13. bis 17. Jahrhundert das dynastische Prinzip in Europa herrschte, blieb in der Schweiz das genossenschaftliche Prinzip in Geltung. Als im 16. bis zum 18. Jahrhundert das absolutistische und zentralistische Prinzip unter den Staaten allgemein wurde, verharrte die Schweiz in ihrem Föderalismus. Während das 19. Jahrhundert den Nationalstaat zum konstitutiven Prinzip erhob, betonte die Schweiz bewußt ihre sprachliche und kulturelle Vielgliedrigkeit. Dem Führungsanspruch des Machtgedankens setzt sie die scharf betonte und immer differenzierter ausgebaute Neutralität als eigenes staatliches Lebensprinzip entgegen. Und ihre Eigenart ist nicht bloße Negation, sie ist positiv und produktiv und trägt Daseinsrecht in sich. Daher ist ihr Anderssein nicht einfach eine Absonder-

lichkeit. «Die Schweiz, die nicht anders wäre als ihre Umwelt, hörte auf, die Schweiz zu sein!» So bildete sie in ihrem eigengesetzlichen staatlichen Werdegang einen Sondertypus aus, der nirgends sonst in solcher Eindeutigkeit zustande kam: den genossenschaftlichen Volksstaat, die demokratische Republik, den mehrsprachigen Staatenbund und Bundesstaat, den neutralen Kleinstaat.

Unter den zahlreichen Besinnungsschriften der Gegenwart, welche den heutigen Standpunkt der Schweiz zu rechtfertigen versuchen, gehören diese klaren und grundsätzlichen Feststellungen Werner Näfs zweifellos zu den wenigen, welche als neue positive Erkenntnisse die Zeit überdauern werden.

Bern. Hans Strahm.

Eingänge von Büchern zur Besprechung
(bis 1. Juli 1943).

Livres reçus pour comptes rendus
(jusqu'au 1er juillet 1943).

Bader, K. S., Klewitz, H.-W.: Kraft, G., Maurer, F. und *Schaeuble, J.:* Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen. Räume und Kräfte im geschichtlichen Aufbau des deutschen Südwestens. 336 S. Hünenburg-Verlag, Straßburg 1942.

Baroni, Victor: La Contre-Réforme devant la Bible. La question biblique. 517 p. Lausanne 1943. Editions La Concorde.

Barth, Medard: Die Heilige Odilia. Schutzherrin des Elsaß. Ihr Kult in Volk und Kirche. 1. Band 533 S. 2. Band 347 S. 83 Abb. Straßburg 1938. Gesellschaft für Elsässische Kirchengeschichte.

Barth, Medard: Der Heilige Arbogast. Bischof von Straßburg. Seine Persönlichkeit und sein Kult. 237 S. 54 Abb. 6 Kultkarten. Kolmar 1940. Alsatia Verlag. (Archiv für elsässische Kirchengeschichte. Begründet und hg. von Joseph Brauner. 14. Jg. 1939—1940.)

Beiträge, Schweizer, zur Allgemeinen Geschichte. Im Auftrag der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz hg. von Werner Näf. Bd. 1, 280 S. Aarau 1943. Verlag H. R. Sauerländer & Co.

Blondel, Louis: Les origines de Lausanne et les édifices qui ont précédé la cathédrale actuelle. 31 p. Lausanne 1943, F. Rouge & Cie S.A.

Boesch, Joseph: Das Aufkommen der deutschen Urkundensprache in der Schweiz und seine sozialen Bedingungen. 126 S. Zürich 1943. Ernst Lang.

Brunner, Otto: Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter. 506 S. Wien 1942. Rudolf M. Rohrer Verlag.

Chapuisat, Edouard: Salons et Chancelleries au XVIIIe siècle. D'après la correspondance du conseiller J.-L. du Pan. 231 p. Lausanne 1943. Librairie Payot.

Dolf, Willy: Die ökonomisch-patriotische Bewegung in Bünden. Ein Beitrag zur bündnerischen Wirtschafts- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. 185 S. Aarau 1943. Verlag H. R. Sauerländer & Co.

Fischer, Rudolf von: Die Denkschriften des preußischen Generals Rupertus Scipio von Lentulus über die Reform der Berner Miliz vom Jahre 1767. 55 S. München 1942. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Franz, Günther: Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 8 Abbildungen im Text. 138 S. Jena 1943. Verlag von Gustav Fischer.

Fretz, Diethelm: Zeitungsgründer am See vor 1842. 55 S. Zollikon 1942. Seeverlag. (Gestalten vom See, Heft 2.)

Frowin von Engelberg, Der selige. Ein Reformabt des 12. Jahrhunderts 1143—1178. Gedenkblätter zur achthundertsten Wiederkehr seines Amtsantrittes. Dargeboten von Mönchen der Abtei Engelberg. 53 S. Engelberg 1943. Druck und Verlag der Stiftsdruckerei.

Graemiger, Alphons: Entwicklung und Betriebsumstellung der Stickereiindustrie im Alttoggenburg. 155 S. St. Gallen 1943. Tschudy-Verlag.

Greyerz, Theodor: Johann Kaspar Mörikofer 1799—1877. Schulmann, Forscher, Geschichtsschreiber. Ein Bild aus dem Geistesleben des Thurgaus. Mit einem Bildnis Mörikofers. Beilage zum Jahresbericht der thurgauischen Kantonsschule 1942/43. 134 S. Frauenfeld 1943, Huber & Co. A.-G.

Guyer, Paul: Verfassungszustände der Stadt Zürich im 16., 17. und 18. Jahrhundert unter der Einwirkung der sozialen Umschichtung der Bevölkerung. 170 S. Zürich 1943. Schultheß & Co. A.-G.

Hefele, Friedrich: Freiburger Urkundenbuch. I. Band, Lieferung 1—5, XXXII, 430 + 14 S., 86 Schrifttafeln, 14 Siegeltafeln. II. Band, Lieferung 1. 160 S. Freiburg i. Br., 1938/42.

Herzog, Hans Ulrich: Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Güterrechts der Stadt Zürich. Mit 34 unveröffentlichten Urkunden aus dem 14. bis 18. Jahrhundert. 140 S. Aarau 1942. Verlag H. R. Sauerländer & Co.

His, Eduard: Chronik der Familie Ochs genannt His. Zum Gedenken der vor dreihundert Jahren erfolgten Aufnahme der Familie Ochs in das Bürgerrecht der Stadt Basel 1643—1943. 351 S. Basel 1943. Druck von Benno Schwabe & Co.

Liver, Peter: Mittelalterliches Kolonistenrecht und freie Walser in Graubünden. 40 S. Zürich 1943. Polygraphischer Verlag A.-G. (Eidg. Technische Hochschule, «Kultur- und Staatswissenschaftliche Schriften», Heft 36.)

Maurer, Friedrich: Nordgermanen und Alemannen. Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde. 182 S. Hünenburg-Verlag, Straßburg 1942.

Perrochon, Henri: Artistes Vaudois à Rome. La Maison des Bourguignons 1798—1909. 26 p. 9 Abb. Lausanne 1943. (Coll. des Etudes de Lettres 2.) Librairie de l'Université, F. Rouge & Cie. S. A.

Rassow, Peter: Die politische Welt Karls V. 93 S. München 1942. Verlag Georg D. W. Callwey.

Rennefahrt, Hermann: Die Rechtsquellen des Kantons Bern. Zweiter Teil: Rechte der Landschaft. Dritter Band: Das Statutarrecht der Landschaft Saanen bis 1798. 512 S. Aarau 1942. Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co. (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen.)

Sommer, Hans: Kulturgeschichtliche Sprachbilder. 87 S. Bern 1943. A. Francke A.-G. Bern.

Treichler, Johann Jakob: Frühschriften. Hg. von Adolf Streuli, a. Reg.-Rat. 326 S. Zürich 1943. Schultheß & Co. A.-G.

Vouga, Daniel: Préhistoire du Pays de Neuchâtel des origines aux Francs. 246 p. Avec 70 figures dans le texte, 34 planches hors-texte et une carte archéologique du Canton de Neuchâtel au 1 : 100 000 (Mémoires de la Soc. neuchâteloise des Sciences Naturelles, tome VII.) Neuchâtel 1943. Société neuchâteloise des Sciences Naturelles, Université.

Widmeier, Kurt: Die Entwicklung der bernischen Volksrechte 1846—1869. Diss. 235 S. Zürich 1942. Ernst Lang.

Seite
Page

Attenhofer, Edward: Alt-Zurzach. (Otto Mittler, Baden) 294
Bader, Karl Siegfried: Die Zimmerische Chronik als Quelle rechtlicher Volkskunde. (Anton Largiadèr, Zürich) 282
Bruckner, A. und *B.:* Schweizer Fahnenbuch. (Anton Largiadèr, Zürich) 292
Burckhardt, Paul: Geschichte der Stadt Basel von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart. (Paul Roth, Basel) 311
Chapuisat, Edouard: Le général Dufour 1787—1875. (Jean-Charles Biaudet, Lausanne) 319
Dungern, Otto von: Kamillo Trotter, Bahnbrecher einer neuen deutschen Verfassungsgeschichte. (Wilhelm Heinrich Ruoff, Zürich) . . 285
Etat des Inventaires des archives nationales, départementales, communales et hospitalières au Ier janvier 1937 (Anton Largiadèr, Zürich) . 282
Eygun, François: Sigillographie du Poitou jusqu'en 1515. (Anton Largiadèr, Zürich) 282
Ferrier, Jean-P.: Histoire de la commune de Versoix. (F. Ditisheim, Genève) 296
Gagnebin, Bernard: Histoire de la Famille Gagnebin. (Gustave Amweg, Porrentruy) 301
Gandilhon, René: Inventaire des sceaux du Berry, antérieurs à 1515. (Anton Largiadèr, Zürich) 282
Heinl, Otto: Heereswesen und Volksbewaffnung in Vorderösterreich im Zeitalter Josefs II. und der Revolutionskriege. (Paul Stadler, Rheinfelden) 316
Kläui, Paul: Ortsgeschichte, eine Einführung. (Bruno Amiet, Solothurn) 294
Konetzke, Richard: Geschichte des spanischen und portugiesischen Volkes. (Hans Nabholz, Zollikon) 291
Meyer, Peter: Schweizerische Stilkunde von der Vorzeit bis zur Gegenwart. (Anton Largiadèr, Zürich) 282
Meyrat, Walter: Die Unterstützung der Glaubensgenossen im Ausland durch die reformierten Orte im XVII. und XVIII. Jh. (Julius Schweizer, Neuallschwil) 314
Näf, Werner: Geschichtliche Betrachtungen zum Verständnis der Gegenwart. (Hans Strahm, Bern) 326
Niedermann, Joseph: Kultur. Werden und Wandlungen des Begriffs und seiner Ersatzbegriffe von Cicero bis Herder. (P. Gall Heer, Engelberg) 290
Oehler, Robert: Zum Familiennamenbuch der Schweiz. (Wilhelm Heinrich Ruoff, Zürich) 285
Paquier, R: Le Pays de Vaud des origines à la conquête bernoise. (Charles Gilliard, Lausanne) 305
Pieth, Friedrich: Graubünden als Kriegsschauplatz 1799—1800. (Hans Nabholz, Zollikon) 319
Sauter, Marc-R.: Contribution à l'étude anthropologique des populations du haut moyen âge dans le bassin du Léman et le Jura. (Paul Bessire, Porrentruy) 302
Schmid, Bernhard und *Moser, Franz:* Die Burgen und Schlösser des Kantons Bern. Mittelland, Emmental und Oberaargau. (Hektor Ammann, Aarau) 297
Stucki, Fritz: Geschichte der Familie Bodmer von Zürich 1543—1943. (Alice Denzler, Winterthur) 298
Veröffentlichungen der Schweiz. Gesellschaft für Familienforschung. Reihe I, Heft 6—9. (Wilhelm Heinrich Ruoff, Zürich) . . 285
Weiss, Otto: General Dufour als Heerführer. (Franz Schoch, Küsnacht b/Zürich) 321
Welti, Hermann J.: Die savoyische Einwanderung in den Bezirk Zurzach. (Wilhelm Heinrich Ruoff, Zürich) 285
Wernle, Paul: Der schweiz. Protestantismus in der Zeit der Helvetik, 1798—1803. Zweiter Teil: Der Abstieg der Revolution in der Eidgenossenschaft. (Julius Schweizer, Neuallschwil) . . . 318

Eingänge von Büchern zur Besprechung. (Bis 1. Juli 1943)
Livres reçus pour comptes-rendus (jusqu'au 1er juillet 1943) . 327

Neuerscheinung

EMIL EGLI

Erlebte Landschaft

416 Seiten, 4 Abbildungen
Preis Leinen Fr. 8.—, Halbleder Fr. 12.—
In allen Buchhandlungen erhältlich

VERLAG A.-G. GEBR. LEEMANN & CO.

Die Werke der Baumeister Grubenmann

Eine baugeschichtliche und bautechnische Forschungsarbeit

Von Dr. ing. Jos. Killer

192 Seiten mit 125 Abb. und 1 Tafel. Gebunden Fr. 12.–

Fast ausnahmslos unbekanntes Material dieser berühmten schweizer. Brücken- und Kirchenbauer-Dynastie, wie Pläne, Detailaufnahmen, perspektivische Darstellungen, Modelle usw., gleich wichtig für Ingenieure, Architekten, Zimmerleute, Kunstverständige und -Historiker, wird in diesem Werke erstmals veröffentlicht. In der Reihenfolge ihrer Entstehung eingeordnet, tritt die Entwicklung der konstruktiven und statischen Denkweise der Grubenmann klar hervor, deren Höhepunkt zu Konstruktionen führte, die für unser heutiges Schaffen Vorbild sein können. Die ETH hat die Aufnahmen Killers zu Lehrzwecken übernommen, denn auch die künftigen Baumeister, Ingenieure und Architekten können von den Grubenmann-Werken lernen, daß ihre handwerkliche Kunst noch nicht überholt worden ist.

Verlag A.G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2